

I. Auf Leben und Tod: Zur Lektüre des Subjekts im (post-)modernen Text

1. Tod des Subjekts

»Die Postmoderne entleert das traditionelle ›Ich‹, spiegelt Selbstausslöschung vor – eine scheinbare Flachheit ohne die innen/außen-Dimension – oder aber sie täuscht dessen Gegenteil vor, Selbstvervielfältigung, Selbstbespiegelung des Ich. [...]

Das Ich, im Spiel der Sprache sich verlierend, in den Unterschieden, in denen Realität gemeinschaftlich erstellt wird, wird so zur Darstellung seiner eigenen Abwesenheit, und der Tod lauert bei all diesen Spielen im Hintergrund. Das Ich löst sich auf in eine Oberfläche stilistischer Gesten, es verweigert, entzieht sich jeglicher Interpretation.« (Hassan 1988, 50).

Die Rede vom »Tod des Subjekts« bildete in den 1980er/90er Jahren die offenbar unhintergehbaren Voraussetzung der Subjekt-Diskussionen. Sei es als vehementer Einspruch gegen eine wirkliche oder vermeintliche Diskreditierung des Subjekts oder aber gegen den Befund selbst, der als maßlos überzogen erschien, provozierte diese Formel eine breite Auseinandersetzung und bietet daher einen guten Ausgangspunkt für eine Annäherung an die Funktion, die Wirkungsweise und an das Pathos »des Subjekts«.

Die Todesanzeige des Subjekts selbst blieb häufig seltsam subjekt- bzw. autorlos oder mit einem generalisierten Autor verbunden: »es kursiert« (Vetter 1987, 22); »die Diskussion meldet« (Konersmann 1988, 9); mit einer metonymischen Reihe von Eigennamen (›Autoren wie Lacan, Foucault, Derrida, Deleuze und Lyotard«, Nagl-Docekal 1987, 7),

einer ganzen Epoche oder Geisteshaltung (»Moderne« oder »Postmoderne«) oder Nationalität (»französisch«, ebd.). Kennzeichnend für diese Diskussion war die oben von Ihab Hassan formulierte Ambivalenz von Vervielfältigung und Verlust des Selbst, die dem kulturellen Feld mit dem Namen »Postmoderne« zugeschrieben wurde.

Angesichts der Vielfalt der Diagnosen und programmatischen Forderungen lag die Vermutung nahe, dass der Versuch des Subjekts, einen Nachruf auf sich selbst zu leisten, ein performativer Widerspruch sei, der lediglich eine weitere Steigerung moderner Subjektivität herbeiführe: »Das neuzeitliche Selbstbewusstsein verfeinert seinen Selbstgenuss, indem es mit dem eigenen Tod kokettiert« (Gerhard 1987, 201). Hier zeigt sich, wie die Vorstellung des Todes augenblicklich die des »Lebens« hervorruft: »Nur was gelebt hat, kann sterben«, fasste Waldenfels die Logik zusammen, mit der das Subjekt mit jeder Rede vom »Tod« in den Stand desjenigen versetzt wurde, das »leben« und »sterben« könne (1987, 78). Derrida wies daher auch den an ihn gerichteten Vorwurf zurück, die Dekonstruktion des Subjekts führe zu dessen »Tod«. Die Rede vom »Tod« wollte er vielmehr als einen Slogan entlarven, der mit dem Versprechen einer »Rückkehr« zu einem »lebenden« Subjekt zugleich einen »gerechteren« Subjektbegriff in Aussicht stelle (Derrida 1991, 96). Deutlich wird hier die theoretische Abgrenzungsfunktion, welche die Rede vom »Tod des Subjekts« ausübte.

Nicht wenige TheoretikerInnen waren in der Folge von ganz unterschiedlicher Seite mit dem Nachweis beschäftigt, dass von einem »Verschwinden« des Subjekts tatsächlich nicht die Rede sein könne.¹ Darüber differenzierten sich die Subjektfunktionen in unübersichtlicher Weise aus, die Rede war nun von Autorsubjekten, Körpersubjekten, erkennenden, handelnden, selbstreflexiven Subjekten, von individuellen

1 Seit Mitte der 1980er Jahre, verstärkt aber seit Mitte der 1990er Jahre und ebenfalls erneut wieder seit ca. zwei Jahren sind eine der Vielzahl von Veröffentlichungen zum Thema »Subjekt«, »Subjektivität«, »Identität« oder »Selbst« aus den unterschiedlichsten Disziplinen erschienen. Ich beschränke mich hier auf den Verweis auf Publikationen, die für diese Arbeit tatsächlich eine Rolle spielen. Dazu zählen zwei Sammelbände, die zu Beginn die Diskussion im deutschsprachigen Raum entscheidend bestimmten: Vetter/Nagl-Docekal (Hg.) 1987, Frank (Hg.) 1988. Zu zwei poetologischen Arbeiten, welche den Topos des »Verschwindens« des Subjekts in der französischen Philosophiegeschichte aufarbeiten (Bürger 1998) resp. die Metapher des »Spiegels« in der deutschen Philosophie von der Neuzeit bis zur Klassik/Romantik (Konersmann 1988) siehe Kap.I.4 und II.2. Zur feministischen Subjektdiskussion siehe ausführlich Teil III. Zum »Verschwinden« des Subjekts siehe auch Nancy (1991) unter poststrukturalistischem Vorzeichen; in interdisziplinärer Perspektive Schrödter (Hg.) 1994.

wie kollektiven Subjekten etc.² »Das Subjekt« erschien als einheitliche Instanz »aufgelöst«, d.h. auf unterschiedliche Weise in Frage gestellt. Auffällig an allen mir bekannten Arbeiten zum Thema war denn auch, dass bis Ende der 1990er Jahre gar nicht erst der Versuch unternommen wurde, eine umfassende Begriffsgeschichte zu erstellen – mit Ausnahme von Artikeln philosophischer Lexika, in denen die Bedeutung des (Bewusstseins-)Subjekts für die Philosophiegeschichte nachgezeichnet wurde, allerdings waren auch diese nicht einheitlich.³ Stattdessen ging es zunächst um Einzelaspekte, die, wie schon Nagl-Docekal (1987) feststellte, je für das Subjekt im Ganzen einstanden.

Eine Ausnahme stellt Peter V. Zimas umfangreiche »Theorie des Subjekts« (2000) dar.⁴ Neben der grundlegenden Bestimmung des modernen wie postmodernen Subjekts als ambivalentes Phänomen, das sowohl als Zugrundeliegendes wie auch als Unterworfenes erscheint, wie es auch in dieser Arbeit thematisiert wird, geht es Zima darum, diese Momente nicht nur über eine soziologische Betrachtungsweise historisch zu verorten, sondern sie auch für eine utopische Neukonzeption des Subjekts nutzbar zu machen. Diese nimmt die Gestalt einer prozesshaften, »dialogischen Subjektivität« (Zima 2000, 365ff) an, in der nun die ambivalenten Momente, von Zima umformuliert zu »Notwendigkeit« und »Unmöglichkeit« des Subjekts, aufgehoben sind. Der pathetische Rahmen von Leben und Tod wird also nicht grundlegend außer

-
- 2 Pile/Thrift (1995) gaben mit ihrem Projekt eines »mappings« der Begriffe des Subjekts und seiner Substitute oder Anteile (Identität, Selbst, Körper, Person) einen Überblick über die (vorrangig englischsprachigen) Diskussionen der 1990er; siehe genauer Kap. II.7.
 - 3 Diese Geschichte führt von der aristotelischen »Substanz« über die cartesianische »res cogitans«, Kants doppeltem Entwurf von transzendentalen und empirischen Subjekts sowie den Hegelschen Gegenentwurf des Absoluten zu Nietzsches Relativierung und der phänomenologischen Umformung zu »Intersubjektivität«. Diese Artikel unterscheiden zumeist zwischen »Subjekt« als Gegenpart zum »Objekt« (Ritter/Gründer (Hg.) 1995, Sandkühler (Hg.) 1990, Kosing 1985) und »Selbst« als vereinigendes Prinzip des Ich-Bewusstseins bzw. von Geist und Körper, Subjekt und Objekt-Anteilen. Zuweilen werden sie auch synonym gebraucht (Ritter/Gründer (Hg.) 1995) oder einzelne Merkmale (wie etwa Selbstbestimmung, Autonomie) überlappen sich. Deutlich wird hier vor allem, dass sich der Begriff des Subjekts durch Uneinheitlichkeit und Unübersichtlichkeit auszeichnet. Siehe genauer zu philosophischen Bestimmung des Subjekts als Zentrum und Zugrundeliegendes Kap. II.1.
 - 4 Nachzutragen wäre hier noch das umfangreiche Werk von Andreas Reckwitz (2006), das der Geschichte des modernen Subjekts unter einer kulturtheoretischen Perspektive nachgeht. Leider ist es zeitlich zu knapp für eine Aufarbeitung in dieser Arbeit erschienen, was insbesondere wegen der dort ebenfalls stattfindenden Verknüpfung zwischen Subjektivität und Hybridität lohnenswert gewesen wäre.

Kraft gesetzt (vgl. Kap. I.4). Feministische Ansätze fallen zwar nicht gänzlich aus dem Spektrum der dargestellten Konzepte heraus, sind aber nur in nachgeordneter Position aufgeführt (vgl. auch Kap. I.6).

Als Gegenspieler zum Subjekt trat »der Text«, oder, in den Worten Hassans, das »Spiel der Sprache« in den Vordergrund. Folgerichtig zog Hassan hier die Verbindung zu Nietzsche, der mit dem Ausruf des »Tods Gottes« nicht nur die Formel vorgab, sondern das Subjekt bereits als eine Fiktion beschrieb (Hassan 1988, 50). Nietzsche stellte den Seinscharakter des Subjekts in Frage, wie er insbesondere in seiner essentialistischen Begründung durch Hegel gesetzt wurde. Mittels einer rhetorischen Umkehr des Verhältnisses von Sein und Schein zielte Nietzsche auf die Aufgabe des metaphysischen Wahrheitsbegriffs, indem er den Seinscharakter der Dinge auf die (logische) Begriffssetzung zurückführte. Damit wandte er sich gegen den Anspruch, eben durch diese Begriffe den seit Descartes erfahrenen und spätestens mit Kant besiegelten Bruch zwischen Sprache und Welt, Subjekt und Objekt zu überwinden. Gegen den Hegelschen Idealismus bestimmt Nietzsche den Schein als »die Realität, welche sich der Verwandlung in eine imaginäre Wahrheitswelt widersetzt«.⁵ An die Stelle der Wahrheit und des Seins tritt das Spiel und die Konvention. So heißt es in dem berühmten Zitat aus der nachgelassenen Schrift *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*:

»Was ist die Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volk fest, canonic und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind.« (Nietzsche 1967ff, Bd.1, 880f)

5 Unter dem Titel *Der Wille zur Macht* heißt es in den nachgelassenen Fragmenten im Absatz *gegen das Wort »Erscheinungen«*: »Schein, wie ich es verstehe, ist die wirkliche und einzige Realität der Dinge, – das, dem alle vorhandenen Prädikate erst zukommen und welches verhältnismäßig am besten noch mit allen, also auch den entgegengesetzten Prädikaten zu bezeichnen ist. Mit dem Wort ist aber nichts weiter ausgedrückt als seine Unzugänglichkeit für die logischen Prozeduren und Distinktionen: also ›Schein‹ im Verhältnis zur ›logischen Wahrheit‹ – welche aber selber nur an einer imaginären Welt möglich ist. Ich setze also nicht ›Schein‹ in Gegensatz zur ›Realität‹, sondern nehme umgekehrt Schein als die Realität, welche sich der Verwandlung in eine imaginäre Wahrheitswelt widersetzt. Ein bestimmter Name für diese Realität wäre ›der Wille zur Macht‹« (Nietzsche 1967ff, Bd.11, 654).

Weder Wahrnehmung noch Vernunft kommen demnach ohne die bedeutungsstiftende Kraft der Metapher aus; sie wird jedoch in dem Maße »unbewusst«, in dem die bildliche Anschauungsform zu einem Schema abstrahiert wird, sich also »das Bild in einem Begriff auflöst« (ebd.). Nietzsche bestimmte dies als eine Arbeit der »Übersetzung« zwischen den Sphären von Subjekt und Objekt, die ästhetischen Charakter habe, wobei jedoch eben dieses Zutun seitens der Subjekte, ihr »ästhetisches Verhalten« ausgeblendet werde (ebd., 884). Der Vorherrschaft des logisch-rationalistischen Subjekts nach dem Modell des cartesianischen *Ego* wird des weiteren der Leib entgegengesetzt, der gegenüber einem Denken, das sich selbst und die Welt verkennt, nun die verlässlichere Erkenntnis verspricht (Nietzsche 1967ff, Bd. 11, 638). Das ideale Subjekt verkörpert sich bei Nietzsche schließlich im Künstler-Subjekt, das die sinnlichen Aspekte gestalterisch umsetzt.

Damit sind eine Reihe von Topoi versammelt, die wegweisend für die (post)moderne Kritik – oder »Krise« – des Subjekts wurden: die Kritik an metaphysischen Wahrheitssetzungen, als dessen Garant das Subjekt fungierte; und damit verbunden die Kritik an logischer Begriffsherrschaft, die nicht nur ästhetisch unmöglich, sondern auch ethisch verwerflich erscheint, denn der an sie geknüpften Identitätslogik ist das »Übersehen des Individuellen und Wirklichen« (Nietzsche 1967ff, Bd. 1, 880) geschuldet; die Privilegierung einer ästhetischen Rationalität, welche die Eigenmächtigkeit von Sprache, Sinn zu stiften, vor ihrem Abbildcharakter betont; schließlich die Leibbezogenheit der Erkenntnis.⁶

Während im Zuge der Aufnahme und Weiterführung der rhetorischen Perspektive Nietzsches das Subjekt als Begriff und als Metapher in den Blick kam – also als eine Funktion der Sprache, blieb es zugleich das, was – wie der Schein Nietzsches – stets über die begriffliche Repräsentation hinausgeht. In dem oben angeführten Zitat von Hassan ist es diese doppelte Bestimmung, die unklar erscheinen lässt, *welcher* Verlust eigentlich konstatiert oder beklagt wird: dass sich das Ich begrifflich nicht fassen lässt, also seine Repräsentationen übersteigt, oder dass es hinter einer übermächtigen Sprache zum »Verschwinden« gebracht werde. Unter psychoanalytischem Vorzeichen gelesen, stellt sich diese Frage als ein grundlegendes Problem der Repräsentation dar, nämlich als das von Ein- und Ausschlüssen infolge von Verdrängungsprozessen im Zuge der Symbolisierung. Slavoj Žižek beschrieb, in Anschluss an Lacan, den Ausschluss im Vorgang der Repräsentation als die Verdrängung des Realen, das in zwei Modalitäten »zurückkehrt«: Erstens als

6 Zur Bedeutung Nietzsches in der Postmoderne-Debatte siehe genauer Zima 1997 (114ff); speziell für die Dekonstruktion Zima 1994.

»Überschuss des Realen gegenüber dem Symbolischen«, womit eine Leerstelle bezeichnet wird, »a representation which fills out a hole in the symbolic« (Žižek 1992, 239); sowie zweitens als »Überschuss des Symbolischen gegenüber der Realität«, wobei, wie Elisabeth Bronfen zusammenfasst, »das, was aus der Realität ausgeschlossen wird, als Spur des Bezeichnens wieder auf der Projektionsfläche erscheint, auf der wir – wie auf einem Bildschirm – die Realität verfolgen« (Bronfen 1995, 426f). Es geht hier also um das grundlegende Phänomen, dass Repräsentation und der Referent der Repräsentation, die Ebene des Symbolischen und die der Realität (bzw. des Realen, die psychische (psychoanalytische) Wirklichkeit) nicht zur Deckung gelangen und gerade deshalb das Begehren hervorrufen, eben diese Lücke zu schließen. Eingebunden in die Rede von Leben und Tod erscheint das Subjekt als ein besonders passendes Objekt, das einerseits als »Unmögliches« betrachtet wird, analog zur Žižeks Bestimmung des Realen als eine »reine Leere«, die als Objekt-Ursache des Begehrens fungiert und damit den bloßen »Anschein eines zu erklärenden, zu interpretierenden ›Geheimnisses«« (Žižek 1991, 130, 58) darstellt. Andererseits füllt das Subjekt als Signifikant (Metapher) die Stelle eines symbolischen Zentrums und fungiert darüber hinaus als diejenige Instanz, die den Bruch zwischen Ich und Welt, zwischen Repräsentation und Sein überwinden und aufheben soll. Damit ist die Frage nach dem Subjekt auf das Feld des Begehrens verwiesen, auf dem es als Garant von Wissen und Wahrheit, von Seins-Gewinnung und -Überwindung erscheint.

2. Gewalt der Repräsentation

»Weiblichkeit ist (wie das Bild, wie der Tod) eine gänzlich unheimliche Position. Als Ort von Sicherheit und Auflösung inszeniert es Herrschaft und deren Unmöglichkeit. Es bekräftigt ein intellektuelles Zögern zwischen Furcht und Begehren, zwischen dem Selbst und der Anderen, zwischen Überwindung des Verlusts und dessen unwiderruflicher Erfüllung.« (Bronfen 1996, 184)

Den Tod, den Hassan als vage Bedrohung im Hintergrund beließ, holte Elisabeth Bronfen als Voraussetzung der Repräsentation des Subjekts in den Vordergrund. Ihr ging es nicht allein um den Aufweis, dass das (sprachliche oder bildliche) Zeichen den Tod evoziert, insofern es stets die Abwesenheit des bezeichneten Objekts bedeutet und damit den Bruch zwischen Sprache und Welt, sprechendem und gesprochenem Ich bekräftigt. Sondern die Repräsentation des Todes selbst, die in der abendländischen Kultur vorzugsweise anhand des weiblichen Körpers

erfolgte, schaffte, so die These, eine Form der Bewältigung dieses Bruchs. Aufgrund der doppelten Funktion von Weiblichkeit, wie sie eine semiotische feministische Repräsentationskritik der 80er Jahre erarbeitet hatte, bleibt die Bewältigung jedoch ambivalent. Bronfen fasste diese Ambivalenz folgendermaßen zusammen:

»Als Ort, auf den Mangel projiziert und der gleichzeitig geleugnet wird, ist die Frau ein Symptom für den Mann, sein konstitutives Phantasie-Objekt. Das Bild der Frau als Unterschied/Mangel/Verlust ist beunruhigend und gefährlich, während das Bild der Frau als entstelltes Selbstporträt des Mannes, als Kristallisation seiner Phantasie befriedigend und beruhigend ist.« (Bronfen 1996, 180).

Weiblichkeit erschien in dieser Perspektive mit einer kulturellen Funktion besetzt, die der von Tod und Bildhaftigkeit analog ist: als »Ursprung und Telos der Repräsentation« (de Lauretis 1984, 8) stellte sie die Voraussetzung des »Spiels« aus Selbstbespiegelung und Vervielfältigung des Subjekts dar, dessen Status Frauen jedoch verweigert würde. Die Frage nach Leben oder Tod des Subjekts, so eine zentrale Botschaft der feministischen Subjektdiskussion, geht nicht auf in dem Bezug des Subjekts zu sich oder zur Sprache als einem allgemeinen Anderen, sondern sie ist bereits durch die Geschlechterdifferenz strukturiert, welche Weiblichkeit stets auf der Seite der anderen, des Nicht-Subjekthaften, lokalisiert und fixiert. Der »Tod« erschien hier nicht als eine mögliche Konsequenz, die »dem Subjekt« bei seiner Dekonstruktion drohte, sondern als Voraussetzung seiner Konstituierung durch Ausschluss. Dieses abzuändern war ein vorrangiges Ziel feministischer Repräsentationskritik (siehe Teil III).

Im Vordergrund stand hier zunächst weniger die generelle Kritik an der Struktur der logisch begründeten Repräsentationsverhältnisse, die auf hierarchisch angeordneten Gegensätzen beruht, als vielmehr die konkrete, historisch begründete Geschlechterhierarchie als zugrundeliegendes Ordnungsmuster und ihre Auswirkungen auf den sozialen Status von Frauen. Die Rede vom Tod erhielt hier zuweilen eine ungleich dramatischere Wendung, insofern nicht von einer Destabilisierung einer diskursiven Kategorie (des »Subjekts« die Rede war, sondern von einem sozialen (und gelegentlich auch realen) Tod von Frauen infolge der Verortung von Weiblichkeit in einem Repräsentationssystem, dem eine »Opferstruktur« (Kristeva 1981) unterlegt sei, welche die Realität bestimme: »Denn Opfer fordert die Repräsentation immer dann, wenn reale Menschen Bilder verkörpern müssen, um den Bildern Realität zu verleihen. Wenn also die Bildlichkeit verworfen wird, um die Erkenntnis zu

realisieren.« (Deuber-Mankowsky 1998, 28). Es galt, den phantasmatischen Charakter von Realitätskonstruktionen aufzuweisen ebenso wie den Prozess, durch den kulturelle Imaginationen gesellschaftliche Realität stiften. Das Konzept der Repräsentation spielte dabei eine wichtige Rolle. Es wurde dahingehend erweitert, dass es »als Schnittstelle zwischen der Gesellschaft (der Sprache) und den einzelnen Subjekten figuriert« (Schade 2002, 85).⁷ Das Repräsentationssystem wurde nicht nur daraufhin befragt, inwieweit eine zugrundeliegende Geschlechterdifferenz hierarchische Verhältnisse entlang der Dichotomien von Subjekt und Objekt, Sein und Schein absichert, sondern auch, wie diese Gegensätze die Geschlechterdifferenz – als eine »Technologie des Geschlechts« (de Lauretis 1987) – immer wieder neu hervorbringen. Nicht nur das Subjekt, sondern auch sein Anderes, eine komplementär gedachte Weiblichkeit, erwies sich nun als – folgenreiche – Fiktion.

Die »Gewalt der Repräsentation« war nicht nur Thema im philosophischen und feministischen Kontext, sondern auch zentrales Thema anti- und postkolonialer Diskurse. Als bedeutungsfixierende Struktur wurde auch hier die binäre Konstruktion von Selbst und Anderen aufgewiesen: »Die gewaltvolle Repräsentation der *Anderen* als unverrückbar different war notwendiger Bestandteil der Konstruktion eines souveränen, überlegenen europäischen Selbst.« (Castro Varela/Dhawan 2005, 16) So das Fazit zur Selbstbegründungsstrategie des modernen Subjekts im kolonialen Kontext, das sich über den exzessiven Einsatz unterschiedlicher Formen von Gewalt absicherte. Dass sich das Gewaltpotential durch die Verknüpfung von Ausschluss-Strategien, die über *Race* und *Gender* begründet wurden, noch verstärkte, wurde vielfach nachgewiesen.⁸

Die Enteignung von Sprache und kulturellen Ausdrucksformen war ein entscheidendes Instrument von »äußerer« wie »innerer« Kolonisierung.⁹ Während anti-koloniale Ansätze der *Négritude* und verwandter Bewegungen um die Etablierung eigener, authentischer Ausdrucksformen kämpften, ging es in postkolonialen Theorien darum, Überlagerungen und wechselseitige Verschränkungen aufzuzeigen.¹⁰ Postkoloniale

7 Wichtige Beiträge zur Theoriebildung wurden in den Film- und Kunstwissenschaften der 70er/80er Jahre geleistet (vgl. Schade 2002). Sie trugen deutlich zur Versachlichung der Diskussion bei, indem sie das in der Diskussion vorherrschende Pathos um den »Tod der Frauen« auf die Ebene der Repräsentation verschoben (vgl. insbes. de Lauretis 1984).

8 Vgl. McClintock 1995.

9 Zur »inneren Kolonisierung« siehe Fanon (1980); zur Rolle von Sprache und Literatur im Kolonisierungsprozess Said (1978).

10 »Antikolonial« meint Theoretiker der 50er/60er Jahre, wie Frantz Fanon, Aimé Césaire, Léopold Senghor, die sich im antikolonialen Widerstands-

Studien haben gezeigt, dass nicht nur die kolonisierten, sondern auch die kolonisierenden Länder durch die Prozesse der Kolonialisierung verändert wurden, ebenso wie durch die Entkolonisierung (Loomba 1998, 19). Die daraus resultierende Kränkung lag darin, dass sich das universale Subjekt in ein partikulares, weißes, westlich-europäisches verwandelt fand, das denselben Mechanismen unterlag (wenn auch mit anderen Ergebnissen), wie die vermeintlich ganz Anderen. Auch dies war, so Trinh, verantwortlich für die »Krise« des westlichen Subjekts:

»Third World dwells on diversity; so does First World. This is our strength and our misery. The West is painfully made to realize the existence of a Third World, and vice versa. The Master is bound to recognize that His Culture is not as homogeneous, as monolithic as He believed to be. He discovers, with much reluctance, He is just an other among others.« (Trinh 1989, 99)

Der Begriff der Repräsentation verknüpfte also in verschiedenen unterschiedlichen »post-«-Diskursen der 80er/90er Jahre verschiedene Aspekte, wobei die Frage nach der ästhetischen *Darstellung* durch die Koppelung mit der Frage nach der *Stellvertretung* im öffentlichen Diskurs an politischem Gewicht gewann. Im Kontext der *Identity Politics* unterschiedlich (ethnisch, geschlechtlich, sexuell) marginalisierter Gruppen wurden öffentliche Darstellungen auf ihren ideologischen Gehalt befragt und Umwertungen unterzogen. Kulturelle Repräsentationsmuster des Subjekts wurden auf ihre Ausschlussprozesse hin untersucht, in denen zur Stabilisierung des Zentrums stets ein marginalisierten Rand oder Außen hergestellt wird, sie wurden also als »kollektive Symptome« (Bronfen 1995, 426) gelesen.

Die Frage nach dem Subjekt lässt sich nun nicht mehr stellen, ohne zugleich die Art und Weise seiner Repräsentation in den Blick zu nehmen, die es hervorbringt und ihm Wirklichkeit und Legitimität verleiht. Das Subjekt bedarf also einer Lektüre, was umgekehrt auch heißt, es ist im Verlauf einer vielfältigen Dezentrierung *lesbar* geworden: als ein historisches Konstrukt nämlich, das seine zentrale Position einer Selbstüberhöhung des Bewusstseins unter Ausschluss des Einflusses von Sprache, Begehren, Geschlecht, Ethnizität und anderer Positionierungen sozio-politischer Art verdankt.

kampf verorteten; »postkolonial« das Diskursfeld, das sich seit Ende der 1970er entwickelte und sich in den 80er/90er Jahren in den Cultural Studies/English Literary Studies etablierte (vgl. Loomba 1998, Castro Varela/Dhawan 2005, insbes. 16ff). Siehe auch genauer zum unklaren Begriff des Postkolonialen Kap. IV.2, zweiter Abschnitt.

3. (Un)Lesbarkeit des Subjekts: Zwischen Geist und Körper, Text und performativer Praktik

Gerade die »Lesbarkeit« des Subjekts erwies sich in seiner Geschichte als grundlegendes erkenntnistheoretisches Problem. Je nach Subjektmodell wurden unterschiedliche Elemente lesbar oder verschoben sich ins Unlesbare. Zur Einordnung des textualisierten Subjekts möchte ich hier ein grobes Orientierungsraster anbieten, das als zentrale Momente des Subjekts das *Bewusstsein*, das sprachliche *Symbolssystem (Text)* sowie den *Leib* und soziale *Praktiken* hervorhebt. Das textualisierte Subjekt bedeutet eine Kritik des Bewusstseinssubjekts (wie in Teil II genauer ausgeführt wird). Das Subjekt der Praktiken löste im feministischen Kontext vor allem das leibliche Erfahrungssubjekt ab (Teile III und IV), wobei beide Formen Gegenmodelle zum Bewusstseinssubjekt darstellen.

Im *mentalistischen* Modell, wie Elisabeth List das Konzept des modernen, rationalen Bewusstseinssubjekts in Anschluss an Descartes bezeichnete (List 1993, 118), zeigte sich das Problem der Erkennbarkeit anhand der Selbstreflexivität. Wie, so die Frage, kann sich das Subjekt in einer Unmittelbarkeit des Denkens selbst gewahr und erkennbar werden, um darüber als Garant objektiver Erkenntnisse über die Welt fungieren zu können? Subjektivität definiert sich in diesem Modell wesentlich über die Bewusstseinsfunktionen der Abbildung, also der Repräsentation von Selbst und Welt mittels einer einheitlich gedachten Vernunft. Die Fraglichkeit objektiver Repräsentationen bot den Ansatzpunkt sowohl für die positivistische Kritik an der Unzuverlässigkeit von Subjektivität als auch für poststrukturalistisch-postmoderne Kritik an der rationalistischen Selbstüberhöhung des Bewusstseins wie für feministische Kritik an der Aussparung des Erkenntniskontextes.¹¹ Schon Nietzsche bezeichnete die unmittelbare Gewissheit des Selbst im Denken als einen »Glauben«, der vom Kontext abstrahiere und somit vorgängige Konventionen ausblende (1967ff, Bd.11, 638ff).

In Anschluss an Nietzsche kritisierte Jacques Derrida das Bewusstseinssubjekt ebenfalls als totalitär und dekonstruierte die Selbstpräsenz des Denkens (*présence à soi*) als ein metaphysisches Konstrukt. Negiert werde damit die Abhängigkeit des Denkens von seiner sprachlichen Repräsentation, die einen unmittelbaren Bezug des Denkens auf sich vereteile (vgl. Kap. II.1). Die Dekonstruktion des modernen Subjekts zielte dagegen auf die Einsicht, dass das, was als transzendentes Signifikat

11 Zur feministischen Kritik am Mythos der vollständigen Objektivierbarkeit von Erkenntnis vgl. Harding (1991), Haraway (s. Kap. IV.3); List 1993, 111f.

eingesetzt wurde (»Gott«, »Mensch«, »Subjekt«) nicht außerhalb des Bedeutungssystems präsent ist. Das Subjekt der Erkenntnis und des reflexiven Selbstbezugs erschien damit nicht länger als das Zentrum von Bedeutung oder als Ursprung vernunftbestimmter Erkenntnischemata, sondern sollte nun selbst als ein historisch bedingtes Schema, welches das Verhältnis von Wirklichem und Unwirklichem, Sein und Schein reguliert, der Befragung ausgesetzt werden. Derrida verstand dies vorrangig als eine »Resituierung« in der Sprache:

»To deconstruct the subject does not mean to deny its existence. There are subjects, operations or effects of subjectivity. This is an incontrovertible fact. To acknowledge this does not mean, however, that the subject is what it says it is. The subject is not some meta-linguistic presence; it is always inscribed in language. My work does not, therefore destroy the subject; it simply tries to resituate it.« (Derrida 1984, 234, zit.n. Grosz 1995, 11)

Hier geht es also weder um eine völlige Negierung der klassischen Subjektfunktionen noch um eine »neue« Subjektivität, sofern sie programmatisch definiert würde, als vielmehr um den dekonstruktiven Aufweis der sprachlichen Verfasstheit und der damit immer schon gegebenen Differenz von sich.

Das Subjekt erscheint im semiotischen bzw. im textuellen Modell nun in dem Maße lesbar, wie es als sprachlich-symbolische Funktion gefasst wird: als begriffliches *Schema*, als *Metapher* oder *Mythos* (vgl. Teil II und III). Die Bedingungen von Erkenntnis sind damit verlagert: Nicht das individuelle Bewusstseins-Subjekt wird zum Bezugspunkt, sondern die sozio-kulturelle Bedeutungsstruktur, wie sie sich als »Text« vermittelt. »Text« soll hier zunächst ganz allgemein als ein semiotisches Gebilde verstanden werden, wie er in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seine begriffliche Entfaltung erfuhr, und zwar, wie Knobloch aus textlinguistischer Perspektive ausführte, als stets »unvollständige Objektivation einer sozialen Konstellation in einer (Zeichen-) Form« (1990, 80).¹² Unter dieser Perspektive erscheint Wirklichkeit zeichenhaft verfasst, was den Blick zum einen auf die praktischen Herstellungsformen lenkt. Für Bal/Bryson stellt dies das Herzstück der Semiotik dar:

»Human culture is made up of signs, each of which stands for something other than itself, and the people inhabiting culture busy themselves making sense of

12 Ich verwende »semiotisch« hier allgemein als Bezug auf eine Zeichentheorie, durch die sich Wirklichkeit bestimmt, nicht in Bezug auf einzelne Vertreter der Semiotik wie Peirce oder de Saussure oder den semiologischen Ansatz von Roland Barthes.

those signs. The core of semiotic theory is the definition of the factors involved in this permanent process of signmaking and interpreting and the development of conceptual tools that help us to grasp that process as it goes on in various arenas of cultural activity.« (Bal/Bryson 1991, 174)

Unter dieser Perspektive wurden auch die traditionellen Grenzziehungen überschritten, wie die zwischen *fiction* und *non-fiction*, zwischen literarischen und philosophisch-theoretischen Diskursen. Bestimmte Textstrategien, die zunächst als literarische qualifiziert wurden, fungierten dabei, wie Ulrike Greiner-Kemptoner in ihrer Untersuchung zu postmoderner Literatur feststellte, als interdiskursive Verfahren, die nicht mehr einem Spezialdiskurs angehörten, sondern zwischen solchen vermittelten (wie Ambiguität, Kontingenz, Fragmentierung, Selbstreflexivität, Intertextualität u.a., Greiner-Kemptoner 1994, 252). *Intertextualität* oder *Interdiskursivität* avancierten so zu einem grundlegenden Phänomen von Kommunikation.¹³ Darüber erweiterte sich sowohl die Aufmerksamkeit für die Vielschichtigkeit von Diskursen als auch für die der Sprache selbst. Diese Entwicklung wurde stark von jenen TexttheoretikerInnen befördert, die unter dem Begriff *Poststrukturalismus* zusammengefasst wurden.¹⁴ Mit ihnen geriet die Sprache selbst in den Blickpunkt, der nun nicht mehr ein rein repräsentativer, sondern ein medialer Charakter zugesprochen wurde, so dass sie nach ihren eigenen Gesetzen befragt werden musste.

13 Zur Intertextualität vgl. Kap. III.5. (*Kristeva I*); Mit dem Begriff des »Interdiskurses« bezieht sich Greiner-Kemptoner auf Jürgen Link, der darunter eine Gegenbewegung zur modernen Ausdifferenzierung von Spezialdiskursen versteht: »Gegenläufig dazu tendieren sie [die diskursiven Formationen, d.V.] jedoch gleichzeitig stets zu einem gewissen Maß an Reintegration, Kopplung mit anderen diskursiven Formationen, kultureller Verzahnung«; etwa entsprechend zu Foucaults Begriff des diskursübergreifenden *Dispositivs* (Link 1988, 285).

14 Auch dieser Begriff ist problematisch, insofern er ganz unterschiedliche Ansätze vereinheitlicht. Johanna Bossinade bestimmte *Poststrukturalismus* als Sammelname für Ansätze, die durch die Kritik des strukturalen Paradigmas verbunden sind, um die Bezeichnung dann als »erkenntnisleitendes Konstrukt« zu propagieren, mit dessen Hilfe verschiedene zeichen- und repräsentationskritische Positionen in einen Zusammenhang gebracht werden könnten, »der ihre Vergleichbarkeit betont, ohne ihre Diskrepanz zu verschleiern« (Bossinade 2000, 5f). In diesem Sinn lassen sich eine Reihe von Topoi benennen, die unter »Poststrukturalismus« versammelt werden – wozu an prominenter Stelle die Kritik an eben solchen Vereinheitlichungen durch Benennung gehört; methodisch lässt sich etwa die Abkehr vom strukturalen Begriff des Zeichens als Bedeutungseinheit von Bezeichnetem (Signifikat) und Bezeichnendem (Signifikant) nennen, an dessen Stelle die bedeutungskonstitutive Funktion des *Signifikanten* betont wird.

Die Aufmerksamkeit für die Eigenmächtigkeit und die buchstäbliche »Materialität« von Sprache veranlasste die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, in Bezug auf poststrukturalistische Ansätze von einem *Literalistic Turn* zu sprechen (Assmann 1996, 17). Der *Literalistic Turn* lässt sich als Radikalisierung des *Linguistic Turn* verstehen: Mit *Linguistic Turn* wurde unter strukturalistischem Vorzeichen auf Sprache als bedeutungsstiftendes System referiert, unter sprachphilosophischem Vorzeichen auf die Bedingungen des sprachlichen Gegebenseins von Wahrheit und Bedeutung. Dabei wurde zwar die Vorherrschaft des Denkens über die Bedeutung in Frage gestellt, nicht aber die Funktionsweise von Kommunikation und Sinnhaftigkeit.¹⁵

Die Rede vom *literalistic* oder auch *aesthetic turn* postuliert dagegen eine grundlegend andere Erfahrung von Bedeutung, die im Kontext einer heterogenen Ästhetik verankert wird.¹⁶ Im Unterschied zur klassischen Hermeneutik wird mit dem Aufweis pluraler Bedeutungen nicht die Überführung in ein Sinnverstehen durch das Subjekt betont, sondern die Erfahrbarkeit von Widersprüchlichem als Gleichzeitigkeit unvereinbarer Differenzen. Lesen wurde in dekonstruktiven Lektüren (von Derrida, de Man, Johnson u.a.), »archäologischen« (Foucault) oder psychoanalytisch informierten, »symptomalen« Lektüren weniger als Übersetzung im Prozess des Verstehens im klassisch hermeneutischen Sinn, denn als eine Form der »Spurenentzifferung« (Assmann 1996, 17) gefasst. Über Verschiebungen und Entstellungen führt eine solche Lektüre zu einer Vielzahl von kulturellen Bedeutungsmustern, die zuallererst Auskunft über die Bildung dieser Bedeutungen selbst geben. Das heißt, an die Stelle der Rekonstruktion kohärenter Bedeutungszusammenhänge rückt die Frage nach dem Nicht-Sinn und den blinden Flecken, welche den Rahmen des Sinns abstecken. »Lesen« bedeutet damit, so Assmann, die Suche nach dem Anderen des subjektiv gemeinten Sinns, »nach etwas, was sich an diesem vorbei in den Text – wie man zu sagen pflegt – »ein-

15 Die Verwendung der Bezeichnung *Linguistic Turn* variiert je nach Bezug und wird entweder auf die strukturelle Linguistik de Saussures bezogen, wobei die Wende in der Ausbreitung sprachwissenschaftlicher Methodik auf Sozial- und Kommunikationswissenschaften ab den 60er Jahren besteht. Oder aber mit Rorty (1967) wird auf eine Wende »zur Sprache« (*linguistics*) in der Philosophie Bezug genommen, die als Zuwendung zur sprachanalytischen Philosophie zu verstehen ist. In Abgrenzung zu letzter kursieren unterschiedliche Begriffe, neben Assmanns *literalistic turn* auch *literary turn* oder *aesthetic turn* (Welsch 1987), mit denen eine Ausbreitung poststrukturalistischer Theorien angezeigt werden soll.

16 Vgl. Welsch (1987), der in Anschluss an Lyotard das Offenhalten der Vielfalt heterogener Bedeutungen einfordert bzw. als ästhetische Kompetenz im Umgang im postmodernen Welten begriff.

geschrieben hat: die Gewalt der Diskurse sowie das, vom Autor Verschwiegene und von der Gesellschaft Verdrängte« (Assmann 1996, 18). Assmann spricht dieser Art der Lektüre daher auch einen selbst-aufklärerischen Charakter zu:

»Lesen ist zu einer reflexiven Tätigkeit geworden. Es findet statt, indem es sich ständig über sich selbst aufklärt, indem es Rechenschaft ablegt über die Formen der Bedeutungsbildung und die gesellschaftlichen Operationen mit der Sprache, die solcher Bedeutungsbildung zugrunde liegen. Durch jene Radikalisierung von Sprache und Schrift, die mit dem *linguistic* und dem *literalistic turn* verbunden ist, werden die Konventionen und Schematismen der Sinnbildung durchleuchtet, wird der pragmatisch bemächtigende, konstruktive Charakter von Sinn durch De-Konstruktion entblößt.« (Assmann 1996, 18)

Bedeutungsbildung ist im hermeneutischen Modell, aber auch in anderen Auffassungen von Sprache, in problematischer Weise verknüpft mit einer idealistischen *Zwei-Welten-Ontologie*, wie Sibylle Krämer griffig formulierte:

»Wo immer wir umgehen mit Zeichen [...] begegnen wir einer doppelbödigen Welt: Etwas, das unseren Sinnen zugänglich ist, wird interpretiert als raumzeitlich situierte Instantiierung von etwas, das nicht mehr unmittelbar gegeben ist, gleichwohl jedoch der singulären Erscheinung logisch und genealogisch vorausgeht. Mit dem Phänomen des repräsentationalen Zeichens spaltet sich die Welt auf in eine ›Tiefenstruktur‹, die ein universelles Muster birgt, und eine ›Oberfläche‹, die dieses Muster unter jeweils konkreten – und dabei auch einschränkenden – Umständen aktualisiert. Das, was erscheint, wird zum Derivat von etwas, das hinter der Erscheinung liegt, also unseren Sinnen nicht zugänglich ist.« (Krämer 2002, 324)

Gegen diese Repräsentationsauffassung des Zeichens wandten sich Strukturalismus wie Poststrukturalismus mit der Bestimmung des Zeichens als Differenz. Als Bezugspunkt der Erkenntnis erscheint dort nicht das Subjekt, sondern die sozio-kulturelle Bedeutungsstruktur, wie sie sich als Text vermittelt. Während theoretischen Texten Selbstreflexivität zugesprochen wird, ebenso wie literarischen, in denen sich Erzählung und Meta-Erzählung verweben (vgl. Hutcheon 1988, Kap.7), so entzieht sich eine allgemeine Textualität gesicherten Erkenntnissen. Denn »Text« oder »Textualität« zeichnet sich, etwa im Verständnis von Paul de Man (1988), durch blinde Flecken und Aporien aus, welche die Entscheidbarkeit von Sinnstrukturen gerade verhindern. Auch Derrida ist gerade darum bemüht, die Vorstellung von einem Wahrheitskern, der »entblößt« (Assmann, s.o.) werden könne, zu durchkreuzen. Damit hat sich

die »Unlesbarkeit«, die im modernen Verständnis dem Subjekt wie dem Objekt des Erkennens zugeschrieben war, auf den Text als Bedingung des Erkennens verschoben. In diesem Sinne spricht auch Spivak von Textualität als Bedingung des Subjekts, die sich jedoch der unmittelbaren Erkenntnis entzieht: »something like general textuality which writes us but which we cannot read as such« (Spivak 1996, 302).

An der »Entgrenzung« des Begriffs des Textes der sich darüberhinaus der Erkenntnis entziehen soll, wurde scharfe Kritik geübt (Knobloch 1990, 80). So qualifizierte Lucy Niall die Rede von der »Unlesbarkeit« des Textes als eine Überhöhung der literarischen Sprache und als Relikt der Romantik (1997, ix). Mit einem ähnlichen Bezug auf die Romantik argumentierte Cornelia Klingler, aus einer Perspektive der Kritischen Theorie, gegen eine Überhöhung ästhetischer Erfahrung generell, welche die politische Veränderung der Welt aus dem Blick geraten lasse (1993, 76f; 1992). Mit der Gegenüberstellung von »Politischem« und »Ästhetischem« stand die Frage nach der handlungsstiftenden Instanz zur Debatte, die häufig in Form eines Konkurrenzverhältnisses zwischen »Sprache« und »Subjekt« verhandelt wurde. Der Stellenwert, der dem Subjekt (noch oder wieder) zuzusprechen sei, war einer der Kernpunkte der Kontroversen zwischen poststrukturalistischen Ansätzen und der Dekonstruktion einerseits und hermeneutischen Ansätzen und der Kritischen Theorie andererseits, sowohl innerhalb der feministischen Diskussion als auch außerhalb (vgl. Kap. I.6 und I.7).

Ein wichtiger Gegenentwurf sowohl zum Bewusstseinssubjekt als auch zum textualisierten Subjekt stellte im feministischen Kontext das *Leibmodell* des Erkennens dar. Es versteht den Leib als positiven Bezugspunkt für Subjektivität, mit dem sich sowohl der Reduktionismus des Bewusstseinssubjekts zeigen (und vermeiden) lasse, als auch »daß Subjektivität ihren Ursprung nicht im Feld des Symbolischen hat, sondern in der Individualität des lebendigen Körpers« (List 1997, 316).

Doch auch der Leibbezug, wie er etwa in der Phänomenologie in der Folge Nietzsches ausgearbeitet wurde, kann das Problem der Selbstvergewisserung nicht umstandslos lösen. Wie Elisabeth List ausführte, nimmt der Leib – oder, bei Merleau-Ponty, das »vorthetische Bewusstsein«¹⁷ – als Grund der Erkenntnis mit der Position des Unmittelbaren auch die des Unsagbaren ein:

»Denn der Verweis auf die Inkarniertheit aller Wahrnehmung und Erfahrung kann, in welcher Benennung auch immer, stets nichts anderes sein als eine ›Chiffre der Transzendenz‹, die Andeutung einer Leerstelle, die, wenn sie den

17 Merleau-Ponty 1966, S.75ff; zit.n. List 1993, 116.

präreflexiven Status dessen, was sie als präreflexiv behauptet, nicht aufheben will, eine Geste des diskursiven Hinweisen auf das Unsagbare bleiben muß – auf etwas diskursiv, reflexiv nicht Faßbares. Als das strikt Präreflexive, das die Möglichkeitsbedingung aller Erkenntnis ist, kann es eben nicht Gegenstand einer (sprachlich-begrifflich artikulierten) Erkenntnis werden, es sei denn, man nimmt in Kauf, sich in Selbstwidersprüchen und Paradoxien zu verfangen.« (List 1993, 116f).

Als Unverfügbares und Grenze der (Selbst-)Erkenntnis bildet der Körper (der Leib) hier ein negatives Zentrum, welches das begriffliche Denken übersteige. Darin sah List den Clou der phänomenologischen Geste des von der Dekonstruktion eingeforderten Anti-Essentialismus und Anti-Naturalismus, dass nämlich mit der Betonung des Leibfundaments stets ein unerklärbarer Rest, eine »partielle Intransparenz des Handelns« wie der Selbstwahrnehmung bleibe (List 1997, 298).

Im Unterschied zu dekonstruktiven Ansätzen, welche die Leerstellen begrifflich offen zu halten suchen, erfuhr das Leiblich-Körperliche als dasjenige, was aus der traditionellen Erkenntnistheorie ausgeschlossen wurde, eine positive Wendung und wurde nun zur erweiterten Erkenntnisgrundlage. Unabhängig von der jeweiligen theoretischen Begründung sprach List generell dem Körper eine herausragende Bedeutung in der feministischen Theorie und Kritik zu, insofern er das Thema sei, »an dem sich existentielle, persönliche Alltagserfahrung, Strategien der Geschlechterpolitik und Fragen nach den Bedingungen der kulturellen Deutung und den gesellschaftlich organisierten Praktiken der Erzeugung von Körpern und Körperbildern überschneiden« (List 1993, 121). So hoben Modelle des *situierten Subjekts*, wie sie in der feministischen Wissenschafts- und Erkenntniskritik entwickelt wurden, den Körper als die materielle Grundlage von Erkenntnis hervor, indem sie den sozialen Standort und die Erfahrung des Subjekts als Bedingungen von Erkenntnis und Handeln bestimmen.¹⁸ Betont wird hier der Körper als Subjekt der Bedeutungsproduktion. So qualifiziert Eva Huber, ebenfalls aus phänomenologischer Perspektive, den Leib als »zentrale[n] Ort menschlichen Handelns, der sinnlichen Erfahrungen, des Denkens und Fühlens«, der »als Fundus für neue Identitäts- und Selbstentwürfe« aktiviert werden

18 Vgl. zum situierten Subjekt genauer Kapitel III.4 und IV.3. Die Nähe dieses Konzeptes zum phänomenologischen Subjektbegriff wurde wiederholt festgestellt, die feministischen Ansätze verdankten sich jedoch zunächst anderen Impulsen, in erster Linie marxistischen und soziologischen Ansätzen. Die Aufmerksamkeit für phänomenologische Erklärungsmuster im feministischen Kontext der 90er (vgl. dazu den Sammelband, der von Stoller/Vetter 1997 herausgegeben wurde) stand auch im Zusammenhang mit der Aufwertung des Performativen.

solle (Huber 2000, 14). Bei List bildete die Betonung des Leiblich-Körperlichen als Ort des »Lebendigen« explizit eine Gegenstrategie zum »Tod des Subjekts«, insofern ein entsprechendes »Protoselbst« als ein positiver Bezugspunkt an die Stelle gerückt wurde, die ehemals das reine Vernunftsubjekt einnahm (1997, 312, 316).¹⁹ Damit ist das Problem der Erkennbarkeit jedoch weiterhin nicht gelöst, denn, wie List selbst an anderer Stelle klarstellte, ist Leiblichkeit nicht ohne seine kulturell geprägten Symbolisierungen zu haben: »Das Insistieren auf der reinen Evidenz der Erfahrung von Leiblichkeit bleibt inhaltsleer, Bedeutung wächst dem Leiblichen erst durch seine Symbolisierungen zu. Erst über Bilder, Vorstellungen, Repräsentationen wird das Wie und Was auch der je eigenen Leiblichkeit faßbar und erfahrbar.« (List 1993, 118). Die Frage nach dem Körper stellt sich nun nicht mehr allein als erkenntnistheoretisches Problem, nämlich nach der Rolle von Leiblichkeit als Voraussetzung von Erkenntnisprozessen, sondern, wie generell in Bezug auf das Subjekt, als epistemologisches: Als Frage nach seiner Verfasstheit als ein sprachlich-symbolisches Konstrukt in spezifischen (Wissens-)Diskursen.

Die doppelten Bestimmungen des Leiblichen als negativer und positiver Bezugspunkt, als Ursprung und Effekt von Bedeutung führten zu widerstreitenden Anforderungen, die als symptomatisch für die Diskussionen um »materielle« und »diskursive« Beschaffenheit des (Körper-) Subjekts der 80er/90er Jahre gelten können: Als »leeres« Zentrum bzw. als Rahmen entzieht sich das Leibliche der letzten Bestimmung, zugleich nahm es bei List die Position des prä- bzw. außerdiskursiven Ursprungs ein und erschien darin begrenzt bestimmbar.²⁰ Um die Unverfügbarkeit des Körperlichen für das begriffliche Denken und für soziale Zuschreibungen zu gewährleisten, wurde auch hier ein Bruch oder eine »Lücke« (List 1997, 297) zwischen dem Leiblichen und leiblicher Er-

19 List argumentiert vor dem Hintergrund neuropathologischer Forschung für ein Verständnis des menschlichen Organismus nicht als »das ›Andere‹ des Subjekts«, sondern »vielmehr eine erste Erscheinungsform von Subjekthaftigkeit. [...] Mit anderen Worten, das allenthalben totgesagte Subjekt erscheint in der Phänomenologie des Lebendigen in einem neuen Licht, als lebendiges Selbst, als prädiskursives Körper selbst – als das ›Protosubjekt‹ gewissermaßen.« (1997, 293) Fragwürdig ist hier die ahistorische Verwendung des Begriffs des »Lebendigen« (vgl. Haraway 1997 und Kap. IV.3 dieser Arbeit).

20 List fasst dies in der Formel »Der Leib selbst ist uns als Nullpunkt aller Erfahrung im Augenblick unseres wahrnehmenden Zur-Welt-Seins verfügbar, aber nicht durchsichtig.« (1997, 296). Während List mit der Formulierung des Leibs als »Prä- und Außerdiskursivem« [Hervorh. d. V.] dem beständigen Einfluss sozialer Faktoren Rechnung tragen will, behält letztlich die Ursprungsbestimmung des Leiblichen die Oberhand, u.a. mittels eines vitalistischen Moments in Gestalt einer Ursprungsenergie.

fahrung sowie dem Symbolischem angenommen. Diese Lücke wurde jedoch wiederum mithilfe des Körperkonzepts geschlossen, so dass der Körper zum verbindenden Element unterschiedlicher Sphären wurde: In der geschlossenen Version fungiert der Körper als Ursprung von Bedeutung über seine organische Verfasstheit, das heißt als materielle Grundlage von Wahrnehmung und Erfahrung. In der offeneren Variante stellt er den »Schnittpunkt« dar von Diskursivem und Nicht-Diskursivem. Diese beiden Bestimmungen stehen häufig, wie bei List auch, nicht nur unverbunden nebeneinander, sondern sie widerstreiten einander, denn mit dem Konzept vom Körper als Schnittpunkt kann eine reine Vorgängigkeit des Leiblich-Körperlichen nicht mehr begründet werden – höchstens eine Gleichzeitigkeit (wozu List auch kommt). Der Konflikt ist also vorprogrammiert, wenn die zwei Betrachtungsweisen des Körpers – Körperliches als Symbolisiertes, also als den symbolischen Verhältnissen unterworfenen, und Körper als Symbolisierendes, als Agens der Bedeutungsstiftung – zu einer Seite hin aufgelöst werden sollen.

Was hier generell zum Problem wird, ist die Annahme einer Opposition von »diskursiven« Symbolisierungen des Körper-Selbst und »nicht-diskursivem« Körper und Leiberfahrung. Sigrid Schade sprach diesbezüglich von einem »Missverständnis«, welches Sprachlichkeit »als vom Körper abgelöste[s] Zeichensystem« verstünde (2002, 82). Dies machte den Grundkonflikt der feministischen Essentialismus (oder auch Postmodernismus)-Debatte aus, die Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre im englischsprachigen Raum geführt wurde und Anfang/Mitte der 90er Jahre, im wesentlichen initiiert durch die Texte Judith Butlers, auch im deutschsprachigen Raum aufgegriffen wurde (siehe dazu genauer Kap. I.7 und IV.1.).

Paradoxerweise entzündet sich diese Debatte konträr zu Butlers Anliegen, die Handlungsmächtigkeit des diskursiv verfassten Körpers aufzuwerten. Sie formulierte ihre These der diskursiven Verfasstheit von Geschlecht mithilfe einer Bestimmung der Geschlechtsidentität als eines *performativen Aktes*, also als ein Sprechhandeln. Damit beförderte sie eine theoretische Neuorientierung hin zu pragmatischen Sprachtheorien. Der Fokus liegt hier nicht auf der Frage der Referenz, also dem Verhältnis zwischen Wort und Sache, sondern auf dem Gebrauch, der Beziehung zwischen einer Äußerung und der Äußerungssituation (siehe genauer Kap. IV.1.). Diese Wendung ist eine weitere Reaktion auf die Kritik am zeichenorientierten Repräsentationsmodell im Sinne der von Krämer kritisierten *Zwei-Welten-Ontologie* (s.o.). Was mit Performativität in den Vordergrund rückte, war der Handlungsaspekt von Sprache und ihr Gebrauch an der »Oberfläche«, welche als bedeutungsstiftend betrachtet wurde, nicht eine verdeckte »Tiefenstruktur«.

Die hier dargestellten modernen/»postmodernen« Subjektmodelle stellen nur eine vereinfachte Auswahl aus der Vielzahl möglicher Ordnungsmöglichkeiten dar. Sie sollen nicht als strikt inhaltlich oder chronologisch gegeneinander abgegrenzt verstanden werden, sondern als Orientierungspunkte oder vielmehr als *Perspektiven*. Auch die einzelnen Subjektformierungen erweisen sich als so kohärent nicht, wie es vielleicht den Anschein hat. Dass auch das Subjekt der Moderne als ein widersprüchliches und gespaltenes thematisiert wird, soll im Folgenden gezeigt werden. Im Anschluss daran möchte ich, als Rückblick vom textualisierten Subjekt aus, das Verhältnis zwischen Subjektivität und Sprache in Moderne und Postmoderne näher beleuchten.

4. Eine Geschichte von Selbstgewinnung und Selbstverlust

Das Motiv der Krise wie der Wunsch nach Überschreitung tritt nicht erst am Ende des 20. Jahrhunderts auf, sondern scheint untrennbar mit der Geschichte des modernen Subjekts verbunden. Diese Geschichte kreist philosophisch wie literaturhistorisch um den Dualismus von Selbstgewinnung und Selbstverlust. Sie wird auf unterschiedliche Weise erzählt: entwicklungshistorisch etwa als Dialektik oder Genealogie, topologisch als Konstellation oder Figurierung.²¹ Das Subjekt erscheint darin bestimmt über die Relationen von Substanz und Mangel, Ermächtigung und Unterwerfung. Es oszilliert zwischen den Extremen eines substanziellen Zentrums oder absoluter Leere, kurz: es wird als Angelegenheit von *Leben und Tod* oder *alles oder nichts* verhandelt. Entwicklungshistorische Modelle zeichnen das moderne Subjekt in einer zunehmenden Totalitarität. Der neuzeitliche Bruch des Ichs mit der Welt, der sich erkenntnistheoretisch mit Descartes Schöpfung des *cogito* als zugleich verallgemeinertes wie von seinem Erfahrungskontext separiertes Wissenssubjekt vollzog, schuf demnach die Voraussetzung dafür, dass sich das (Bewusstseins-)Subjekt als Zentrum von Bedeutung und Wahrheit setzte (siehe genauer Kap. II.1).

Dieses Subjekt unterwarf aber nicht nur die Welt seinen rationalistischen Vorstellungen, sondern begrenzte darüber auch sich selbst. Denn in dem Maße, wie sich das menschliche (Bewusstseins-)Subjekt zum

21 Zum programmatischen Entwurf eines topologischen Modells für eine feministische Kulturwissenschaft siehe Weigel 1990. Einen Überblick über topographische Modelle der angloamerikanischen Diskussion geben Thrift/Pile 1995 (siehe Kap. II.7).

Herrscher der Welt erklärte, fand es sich, so die wirkungsreiche Argumentation von Horkheimer und Adorno, in eine Dialektik aus Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung verstrickt. Stand auf der einen Seite ein Zugewinn an Autonomie, Vernunft und Selbstidentität, so zeigte sich die Kehrseite als Entfremdung, als Leiden an dem Bruch mit der Natur und an der eigenen Gespaltenheit. Als Grundlage des Seins des Subjekts erwies sich nun der Mangel, der aus der Überwindung der (inneren wie äußeren) Natur resultierte, die sich nicht nur als Machtgewinn herausstellte, sondern als Entzug von Substanz. Allegorisiert in der Figur des gefesselten Odysseus erscheint der Prozess der Aufklärung als eine ambivalente Geschichte, in der das moderne, männliche Subjekt das »vernichtet«, was für Horkheimer/Adorno das »Lebendige« ausmachte: seine Gefühle und Triebe (Horkheimer/Adorno 1988, 62). Geprägt von der Furcht vor dem »Zurückfallen ins amorph Unidentische«²² und zugleich getrieben von der Sehnsucht nach dem Gesang der Sirenen entwickelte sich das Subjekt der Aufklärung zum Akteur und zum Opfer seiner eigenen Unterdrückung (Horkheimer/Adorno 1988, 40, 62f).

Michel Foucault entwickelte aus einer genealogischen Sicht ein nicht unähnliches Konzept des Subjekts, das sich als »unterworfenen« hervorbringt.²³ Der Anspruch des substanziiell Zugrundeliegenden, wie er dem *subjectum* seit dem 16. Jahrhundert anhaftet,²⁴ wurde hier verkehrt in eine Historie der (Selbst-)Unterwerfung: »Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht.« (Foucault 1987a, 246f).

In der Idee eines Substrats oder eines Lebendigen bestand für Foucault allerdings gerade kein Versprechen auf eine Widerständigkeit gegenüber dem aneignenden Diskurs instrumenteller Vernunft, so es sich bereits um zuschreibende Repräsentationen handele, deren Aneignung das Charakteristikum der produktiven Unterwerfungsmacht ausmache (siehe genauer Kap. II.5).

Während Entwicklungsgeschichten tendenziell eine Zunahme des totalitären Charakters für das moderne Subjekt nahelegen – und entspre-

22 Horkheimer 1967, 17.

23 Zum unterworfenen Subjekt siehe insbesondere Foucault 1977. Parallelen zu Horkheimer/Adorno wies Schade (1995) auf.

24 Der Begriff des Subjekts schließt an den der Substanz an. Im 16. Jahrhundert zu *subjectum* latinisiert, bezeichnet es »das, was einer Gesamtheit von Qualitäten oder Handlungen zugrundeliegt, durch welche es sich manifestiert und welchen es eine Berechtigung zukommen läßt«. (Sandkühler (Hg.) 1990, unter dem Eintrag »Subjekt«).

chend auch eine Zunahme des Unbehagens – beziehen sich topologische Erzählmuster vorrangig auf die Gleichzeitigkeit verschiedener Subjektformationen. Ein solches Verfahren wählte Peter Bürger (1998) in seiner Untersuchung der französischen Subjektdiskussion, um progressiven Subjektgeschichten eine relative Konstanz entgegenzusetzen. Bürger pluralisierte die Ursprünge neuzeitlicher Subjektivität, indem er dem *Vernunftsubjekt* Descartes das *Körpersubjekt* Montaignes sowie das *Erfahrungssubjekt* Pascals an die Seite stellte. Diese drei Formierungen, so seine These, steckten als Gestalten der abstrakten Vernunft, der ganzheitlichen Erfahrung von Selbstheit wie der Erfahrung von Leere, Vereinzelung und Selbstüberdruß, das Feld neuzeitlicher Subjektivität ab, welches zwar immanent transformiert, jedoch bis heute nicht überschritten worden sei.²⁵ Die Selbstsetzung des Subjekts in Form des Descarteschen *Cogito* tritt hier zeitgleich auf mit einer destabilisierenden Angst und einem Selbstüberdruß, dem *ennui* Pascalscher Prägung, die Bürger als Kehrseite des Auseintretens von Geist und Körper (die bei Montaigne noch eine Einheit bildeten) deutete. Mit Horkheimer/Adorno identifizierte Bürger die Angst des Subjekts als Folge des Abtrennungsprozesses des Subjekts vom Weltganzen im Prozess der Aufklärung, in der die Selbstgewinnung stets von der Selbst-Preisgabe bedroht scheint (Bürger 1998, 17). Einer solchen Furcht ließ sich, wie Bürger aufzeigte, mit verschiedenen Strategien begegnen: Zunächst erwies sich das rationalistisch begründete Modell der Selbstidentität als eine solche Bewältigungs- bzw. Verdrängungsstrategie, mit der einhergehende Ängste geeignet und in einem positiv begründeten Subjektkonzept befriedet wur-

25 Implizit griff Bürger mit der Dreier-Konstellation einen Vorschlag Foucaults auf (vgl. Foucault 1987b, 290). Diese Schematisierung ist zwar sehr anschaulich, wirkt aber doch reduktionistisch in Anbetracht dessen, das all diejenigen Ansätze, die den/das Andere in ihre Subjektkonzeption miteinbeziehen (z.B. Lévinas) ausgespart werden, so dass das Feld des Eigenen tatsächlich nicht überschritten wird. Als Alternative werden die von Christa Bürger erarbeiteten Subjektentwürfe weiblicher Autorinnen eingefügt (Bürger 1996), die auf diese Weise eine etwas fragwürdige Position als Grenzfiguren des »Feldes moderner Subjektivität« (Bürger 1998, 28) erhalten. – Einen anderen Weg, das Feld kultureller Subjektformen zu beschreiben, wählte Reckwitz (2006), der nicht von konstanten Figuren ausgeht, sondern von historisch spezifischen Konstellationen. Sie weisen zwar eine duale Struktur auf, – dem »bürgerlichen Moralsubjekt« steht das »expressive romantische Subjekt« gegenüber, dem »Angestelltensubjekt« das der ästhetischen Avantgarden, das »postmoderne Subjekt« des Konsums dem der Kreativität – beide Idealformen können jedoch in unterschiedlichen Kontexten vielfältige »hybride« Verbindungen eingehen, so dass das grundlegende Selbstverständnis des Subjekts zwischen »alles oder nichts« ausgestellt werden kann, anstatt es zur Grundlage der Darstellung zu machen (wie es bei Bürger und bei Zima (2000) stattfindet).

den. Aber auch das Konzept des »leeren Ich«, das ob seiner Substanzlosigkeit oder seines unwirklichen Charakters zu überwinden sei, bot einen Ausgangspunkt der Selbstgewinnung. Auf einer als höher oder wesentlich gedachten Stufe sollten die Begrenzungen des Ich überschritten werden. Die Angst vor dem »Verschwinden« ließ sich demnach in die Selbstverwirklichung des Subjekts bzw. den Zugewinn einer neuen Weltansicht verwandeln (wie es sich beispielsweise an den den projektiven Selbstentwürfen Sartres zur Überwindung des Mangels ablesen läßt, Bürger, 171f, 220, 224).²⁶

Weltgestaltung und Weltabwendung, Emanzipation und Verlust erscheinen also als die beiden Seiten, die für die moderne Subjektivität konstitutiv sind. Das Verschwinden des Subjekts, wie es in der Postmoderne-Debatte proklamiert wurde, könne daher, so Bürgers Fazit, »weder als Menetekel einer drohenden Zukunft noch als Anzeichen der Hoffnung auf ein endlich befreites Dasein« gelesen werden:

»Vielmehr entspricht dem ebenso phantasmagorischen wie praktisch folgenreichen Akt, mit dem das moderne Subjekt sich zur Grundlage seiner selbst und seines Handelns macht, eine ambivalent bleibende Sehnsucht nach dem eigenen Verschwinden, die einzig im Schreiben eine prekäre Erfüllung findet.« (Bürger 1998, 237)

Erweist sich die Bestimmungsmacht des Feldes moderner Subjektivität für Bürger als unhintergebar, da das Subjekt noch als Verschwundenes seinem Feld zugehörig bliebe, also kein Außerhalb erreiche (ebd., 245), so scheint es andererseits, »als gäbe es nur eine Erfahrung des modernen Ich, die über die Grenzen des Feldes der Subjektivität hinausweist, die des (Sich-)Schreibens, die Rousseau als erster gemacht haben dürfte und die noch die postmoderne Rede vom Tod des Subjekts trägt.« (Bürger 1998, 24)

26 Genauer unterscheidet Bürger zwei Formen des *ennui*: »Wo der *ennui* als Verhärtung eines Ich erlebt wird, dem die Erstarrung droht, da erscheint dessen Verflüchtigung als die Figur der Rettung. Wo jedoch im *ennui* bereits eine Ich-Auflösung sich anzeigt, da kann diese sowohl angstbesetzt sein als auch eine ästhetische Sicht der Welt ermöglichen, und beides kann sich zur Erfahrung des Unheimlichen verbünden.« (Bürger 1998, 230).

5. Schreiben als Subjekttechnologie

Von der Klassik zur Moderne

Schreiben erscheint sowohl als privilegierter Ort der Transgression des Selbst, als auch der Konstituierung und Selbstvergewisserung. Poetisches Schreiben (aber auch andere Schreibweisen) erhalten die Funktion einer *technē*, einer Gestaltungstechnik, die dem Schreibenden verspricht, *zu sich* zu kommen oder aber das als Begrenzung empfundene *sich selbst* zu überwinden – kurz, es fungiert als Selbst- oder Subjekttechnologie im Sinne Foucaults.²⁷ Am Augenfälligsten lässt sich dies an der Autobiographie der Moderne ablesen. Die von Bürger erwähnten autobiographischen Schriften Rousseaus avancierten zum Inbegriff der Selbstdarstellung des modernen Subjekts und seiner Ambivalenzen: Das Ich suchte seine Selbstgewissheit über eine individuelle Besonderheit zu gewinnen, die als Innenraum entworfen und introspektiv abgesichert wurde.²⁸ Diesem Bemühen um Einheitlichkeit steht die permanente Spaltung im Schreibprozess gegenüber, die in der Nicht-Identität zwischen schreibendem und geschriebenem Ich begründet liegt.²⁹ Die Literaturwissenschaftlerin Barbara Becker spricht generell von der »Erfindung von Subjektivität durch Text« (2000, 22), wobei sie die Spannung zwischen Selbstentwurf und Selbstverlust auf die Ambivalenz des Mediums *Text* selbst zurückführt:

»Die im Begriff des Selbst-Entwurfs scheinbar unterstellte Autonomie des Subjekts bricht sich an der Anonymität determinierender Strukturen, in die sich das Subjekt allemal akzentuierend einfädeln kann. Das Medium, hier die Schrift, mittels dessen sich das Subjekt entwirft, prägt also durch die ihm eigene Struktur die Form der Selbstakzenturierung und formt so das historisch

27 Siehe zu diesem Begriff genauer Kap. II.5.

28 Vgl. Bürger 1998, 99f, 109; Bossinade bezeichnet Rousseau gar als »Ikone poststrukturaler Lektüren«, (2000, 137), in denen eben dieses Konstrukt der abgegrenzten Identität dekonstruiert wird.

29 Der Autobiograph, so Bürgers Zusammenfassung, bewegt sich in einem Spiel aus Identität und Nichtidentität: »Der Schreibende kann sich niemals unmittelbar sagen, denn er ist dem, der er schreibt, stets voraus. Gerade die Tatsache, daß sich das Ich im Schreibakt unendlich verschiebt, daß es sich nie zu erreichen vermag, hält den Schreibprozeß in Gang. [...] Der Autobiograph vollzieht zwei einander widerstrebende Bewegungen zugleich: er bewegt sich auf den zu, der er war, und indem er dies tut, entfernt er sich zugleich von ihm, der für ihn zum anderen seiner selbst wird. Ob er es will oder nicht, wird ihm das Ich, dessen Befindlichkeiten er wiederzugeben sucht, zur Gestalt eines anderen.« (Bürger 1998, 228).

jeweils aktuelle Bild, das wir über uns selbst als Subjekte gewinnen.« (Becker 2000, 23)

Die Einsicht in die Eingebundenheit in die Bewegung der Zeichen wurde in der ästhetischen Moderne virulent. Dort brach sie sich als »Negativitätsschock« Bahn, den das Ich der Autobiographie im 20. Jahrhundert, so die Literaturwissenschaftlerin Johanna Bossinade, erlitten habe (Bossinade 2000, 144): »Es erfährt sich als abhängig vom Vermittlungsprozess der sprachlichen Zeichen, von medialen Techniken überhaupt, es entdeckt die verfremdende Macht der geschlechtlichen Differenz, und es stößt auf das Rätsel eines das Ich zersplittenden Anderen.« (Ebd.) Anstatt sich also souverän über die Grenzen von Ich und Nicht-Ich zu setzen, erlebt sich das Ich gesetzt durch das, was sich – vermeintlich – außerhalb seiner selbst befindet.

Mit der Infragestellung der reinen Repräsentationsfunktion von Sprache, wie sie sich nicht nur literarisch, sondern auch in der Philosophie seit Nietzsche, spätestens jedoch mit dem *linguistic turn* zu Beginn des 20. Jahrhunderts vollzog, ist die Einsicht verbunden, dass die Frage nach den Positionen des Subjekts nicht mehr getrennt von der Zeichenverwendung gestellt werden kann.³⁰ Darüber lassen sich nun *Text* – verstanden als *spezifische Zeichenverwendung, über die Wirklichkeit konstituiert wird* – und *Subjekt* – *ein bestimmtes Verhältnis, das zwischen Ich und Welt etabliert wird* –, in ihrem *Wechselverhältnis als wandelbare, historische Phänomene* verstehen.

Das Verhältnis zwischen Textstrategien und Subjektentwürfen wird literaturhistorisch in der Regel als Epochenmodell zu lesen gegeben. Die Funktion der Selbsttechnologie des Schreibens lässt dabei nicht auf die Seite der Produktion oder das Genre der Autobiographie beschränken. Um auch die RezipientInnenseite in den Blick nehmen zu können, erscheint es sinnvoll, nicht nur Begriffe von Subjektivität und Textualität bzw. Sprache zu historisieren, sondern auch das *Imaginäre*. In der Psychoanalyse Jacques Lacans werden damit Prozesse der Ich-Konstituierung über die Identifizierung mit einem Bild – einhergehend mit dessen Idealisierung – bezeichnet; sie bilden sozusagen die Schaltstelle zwischen Individuum und Text. Der Literatur- und Kunstwissenschaftler Dietmar Voss hat mit seiner psychoanalytisch-marxistisch begründeten Typologie ästhetischer Strategien unter dem Titel *Metamorphosen des*

30 Vgl. Kulcsár-Szabó (1991, 30f), der hier auch auf die von Foucault beschriebene Abhängigkeit des Subjektverständnisses vom Repräsentationscharakter der Sprache in *Die Ordnung der Dinge* verweist.

Imaginären (1986) eine solche historische Betrachtungsweise vorgeschlagen.³¹ Sie soll kurz vorgestellt und ergänzt werden.

Der klassischen Ästhetik sprach Voss die Funktion zu, das Selbstbild des Subjekts in seiner Autonomie und »Ganzheit« zu spiegeln und damit zu bestätigen (Voss 1986, 220ff). Demnach übte die Kunst jene subjekt-konstituierende Funktion *par excellence* aus, die Lacan unter Bezug auf Freuds Körper-Ich mit dem *Spiegelstadium* des Kleinkindes beschrieb: Eine Verkenning des eigenen Körpers als Totalität, welche die imaginäre Grundlage der Ich-Funktionen bildet.³² Gegen die fundamentale Erfahrung der Trennung, welche als Kehrseite mit der Gestaltwerdung des Ich einhergeht, wird fortan das Bild eingesetzt, das in seiner Autonomie zum Ideal wird. Das verinnerlichte Ichideal bzw. das imaginäre Körperschema, die *Imago*, bildet das Muster, nach dem das Subjekt sich selbst ebenso wie den anderen erfasst.³³ Die klassisch-romantische Kunst appellierte an diese Imago, die bildhafte Grundlage der Einheit des Ich, indem sie, so Voss, die organische Gestalt des menschlichen Körpers als stets präsente Referenz anbiete. Darüberhinaus stellte Voss eine Analogie zwischen einer solchen Körperimago und der Imago eines organisch-gesamtgesellschaftlichen Körpers fest: »Sie [die Bilderwelt, d.V.] läßt in den Werken des schönen Scheins die entstehende kapitalistische Gesellschaft als lebendiges Ganzes von wechselseitigen Vermittlungen, als

31 Die Grenzen seiner Herangehensweisen liegen allerdings in der fragwürdigen Gleichsetzung von Subjekt- und Epochenentwicklung, unter der die Ästhetik der Klassik mit dem primären Narzißmus in Verbindung gebracht wird, die ästhetische Moderne mit dem ödipalen Drama etc. Damit praktiziert er, was Bal/Bryson als »diagnostic reading« kritisieren, eine willkürliche Analogisierung von Psychoanalyse und Kunst (1991, 196). Unbeachtet bleibt bei Voss, dass ein Bild oder Text nicht eine einzelne Subjekt-position repräsentiert, sondern ein komplexes Verhältnis zwischen sprechendem Ich, Ich der Aussage und dem adressierten Du organisiert. Ohne näher auf die einzelnen Charakterisierungen eingehen zu können, erscheint mir an Voss' Ansatz vor allem die *historische Veränderlichkeit* imaginärer Strukturen wichtig.

32 Lacan 1973a, 63ff; Freud (2000b/1923), Das Ich und das Es.

33 Zum Begriff des *Idealich* (bzw. *Ichideal*), mit dem Freud die unbewusste, narzistische Beziehung des Ich zu sich bezeichnete auf der Grundlage der Identifizierung mit bzw. der Verinnerlichung des Bilds des anderen siehe Freud 2000a/1914. Unter den verschiedenen Ausdeutungen der *Imago* beziehe ich mich im Folgenden auf folgende: Die Imago, die als psychische Projektion von Körperumrissen wesentlich körperlich gedacht ist, wird von Grosz in einer Zwischenposition verortet: »neither mind nor body, neither purely individual nor purely social, neither natural nor cultural, the body-image is a threshold, undecidably occupying both positions.« (Grosz 1990, 46). Das Konzept der Imago bot in den 80er Jahren, ausgehend von der Filmtheorie, einen wichtigen Ansatzpunkt feministischer Repräsentationskritik (vgl. z. B. Silverman 1983, 194ff).

Welt menschlicher Beziehungen, als Welt von organischer Totalität, letztlich als symbolisches Körper-Äquivalent erscheinen.« (Voss 1986, 221)

Der poetischen Sprache komme es zu, diese Beziehungen über symbolische Korrespondenzen herzustellen und »durch Worte das vereinzelte und allzu blendende Erlebte zum empfindungsreichen *Bild* [zu] machen« (ebd., 222). Ihre Tiefe gewinne dieses Bild durch den Aufweis des Allgemeinen im Besonderen: »Durch die ›poetische‹, nämlich symbolisch-bedeutungsbildende ›Ansicht der Gegenstände‹ wird nach Schiller ›eine Welt in das Einzelne gelegt‹ und die flachen Erscheinungen gewinnen dadurch eine unendliche Tiefe.«³⁴ Mithilfe dieser positiven Strategien des »schönen Scheins« und des »heiteren Bildraums« werde eine sinnhafte Welt erschaffen, in die sich das Subjekt einfügen könne. Nach dem Muster des bürgerliche Bildungsromans, welcher das wahre Leben als eine Geschichte der Aufhebung der begrenzten Einzelexistenz im Allgemeinen konstruiere, erscheine auch das Subjekt idealisiert. Zugleich werde im Bild gebannt und abgewehrt, was die Idealität stören könnte: der zerstückelte Körper, das schockhaft Einbrechende, das »Hässliche« (vgl. ebd.).

Eine andere positive Strategie der Welterzeugung findet sich in dem (von Voss nicht untersuchten) literarischen *Realismus*. Angetreten, die symbolistische Erhöhung und romantische Subjektivismen zu überwinden, zielte der Realismus (und insbesondere der *Naturalismus*) auf eine detailgetreue, mimetische Wiedergabe der Wirklichkeit nach dem Objektivitätsideal der neu entstandenen Naturwissenschaften. Das Subjekt erfuhr hier keine direkte Spiegelung, bewahrte jedoch seine Souveränität in der Vorgabe des objektiven Blicks, hinter den es ganz zurücktrat (vgl. Zima 1997, 245f). Damit erhielt es einen ähnlichen Status wie das Subjekt der ästhetischen Moderne, wenn auch unter anderen Vorzeichen.

Den klassischen wie realistischen Ästhetiken mit ihrem Anspruch, den Riss von Ich und Welt mittels einer repräsentativen Sprache zu überbrücken oder aufzuheben, steht idealtypisch eine von der Erfahrung der Entfremdung, wenn nicht gar Heideggerscher »transzendentaler Obdachlosigkeit« des Subjekts geprägte ästhetische Moderne gegenüber, die mittels Strategien der Verneinung, des Schocks, der Destruktion der Formen auf diesen Verlust von Welt ebenso wie von der Verlässlichkeit der Sprache weist (Berger/Moser 1994, 13). Die Repräsentationsfunktion der Sprache geriet in eine »Krise«, das heißt, ihre Fähigkeit, Wirklichkeit wahrheitsgetreu abzubilden, wurde im Zuge der Reflexion von

34 Voss 1986, 222; Zitat im Zitat: Schiller in einem Brief an Goethe (7.9.1797); in: Staiger (Hg.) 1977, 462f.

Prozessen der Rationalisierung, Kommerzialisierung und Ideologisierung als Folgen der Aufklärung in Zweifel gezogen (vgl. Zima 1997, 310ff). An zentraler Stelle ging es dabei um die Wirklichkeit des (literarischen) Subjekts, das die Welt wie sich selbst als derart kontingent und uneinheitlich erfuhr, dass keine *ganze Gestalt* sie mehr zu spiegeln vermochte.³⁵ Die Aufgabe fiktionaler Sprache bestand daher nicht darin, die Wirklichkeit einfach abzubilden, und sei es nun in ihrer Heterogenität, sondern es galt, diese auf struktureller Ebene zu evozieren und ästhetisch zu transformieren. Ironie oder Verfahren der Intertextualität, der literarischen Zitation, allegorische Verweise oder Chiffren produzierten zunächst einen Bruch mit dem, was zuvor als unmittelbares ästhetisches Erleben verstanden wurden, schufen aber ihre eigene Form der Tiefe über den Verweis auf literarische Traditionen. Voss spricht hier von einem »mythischen« oder »paradoxalen Bildraum«, in dem der Zusammenhang einerseits gebrochen und mit einem Verlustgefühl verbunden werde, andererseits in der Tiefe der semiotischen Verweise und der analytischen Reflexion als negativer wiederhergestellt werde (Voss 1986, 226f). Hinter den geschlossenen Raum des literarischen Werks hatte das Subjekt ganz zurückzutreten (etwa bei T.S. Eliot, der insbesondere in der US-amerikanischen Rezeption zum paradigmatischen Vertreter einer ästhetizistischen Moderne avancierte, vgl. auch Zima 1997, 240). Voss spricht von einer »Entsubjektivierung des Imaginären« (1986, 227): »Die Konstruktionsbilder der klassischen Moderne blicken nicht zurück – sie übersehen.« (Ebd.)

Zugleich ermöglichte der ästhetische Raum die Teilhabe an einem Flüchtigen, Erhabenen, das dem Ästhetischen zugesprochen wird, etwa als Erfahrung von Grenzüberschreitungen, einschließlich der Ich-Grenzen: »Das Subjekt erscheint (sich) dezentriert, über libidinöse, zeichenvermittelte Besetzungen und Vernetzungen mit Dingen und Menschen verschmelzbar« (Voss 1986, 224). Die »Verflüssigung« des Subjekts bedeutete keineswegs allein eine verunsichernde Kontingenz, sondern verweist auf jenes ästhetisches Ideal, das ganz im Dienste der »Souverä-

35 Voss typisierte das moderne Subjekt mit folgender Formel: »In der Moderne wird die geschichtliche Erfahrung ratifiziert, daß Verdinglichung, Zufall und Heterogenität ebenso dem Vollzug der kapitalistischen Vergesellschaftung wie der Bildung der Identität der Person wesentlich zugehören« (Voss 1986, 225). Und weiter: »Wie die klassische Imago des ganzheitlichen, integralen Körpers geht auch deren sozialmythologisches Äquivalent (die Imago von Gesellschaft als Organismus) in der Moderne vor Protest. Damit entfällt die in bürgerlicher Klassik und Realismus ästhetisch-mythologisch erwirkte Sicherheit, es sei die Welt letztlich auf sinnhafte, »menschliche« Vermittlungsbezüge gegründet, die im und durch das poetische »Bild« entborgt werden könnten.« (Voss 1986, 225)

nität transitorischer Selbstüberschreitung« steht, wie es etwa Bataille formulierte: eine Existenzform, welche die Teilhabe an der Welt mit der Souveränität des Subjekts vereinbart.³⁶ Auf der Suche nach einem Jenseits von Kommerzialisierungen und technischem Rationalismus werde die Sprache der Kunst zum Hort authentischer Wirklichkeit, die die kulturellen Verformungen des Individuums abzustreifen in der Lage schien, um so »zu tieferliegenden Schichten der Person, zu neuen Wahrheiten vorzudringen«.³⁷ Der ästhetische Entwurf fragmentierter oder negativer Subjektivität erscheint so letztlich als ein »didaktischer« (Berger/Moser 1994, 13), unter dem das einheitliche Subjekt wieder aufersteht. Im »paradoxalen Bildraum« erscheint also auch das Subjekt paradox, indem sein Schwinden (aus dem Werk) zugleich seine Wiederkehr (vor dem Werk) in gestärkter Form evoziert. Damit schließen Funktion und Aufgabe des Subjekts an jene des Realismus an, während der repräsentative Textbegriff einem intertextuellen gewichen ist.

Zur Ambivalenz des Negativen

Während positive Strategien der symbolistischen und realistischen Repräsentation letztlich als Bestärkung der Souveränität des modernen Subjekts verstanden werden, so ist die Beurteilung negativer Strategien geteilt. Sie werden einerseits als Abbild der Befindlichkeit eines entwurzten und entmachteten Subjekts der Moderne gesehen, das nur noch als Unterworfenes konstituiert werden kann (bzw. als Ausdruck subjektiver »Unterwerfungslust«, worauf die Betrachtung von Voss hinausläuft; 1986, 227). Ästhetische Strategien kommen dann als Mittel zum Einsatz, den Zustand der Ohnmacht des Subjekts in den einer Allmacht des Künstler-Autors zu verwandeln.³⁸ Andererseits erscheint ästhetische Negation als ein Verfahren, eben diesen sozio-kulturellen Zustand von Subjektivität zu problematisieren und zu kritisieren. Was hier zur Sprache kommt, ist die Frage nach einem Kritik- oder gar Subversionspotenzial negativer Strategien – eine Frage, die auch in der »Postmoderne«-Debatte eine wichtige Rolle spielte (dazu mehr im nächsten Unterkapitel). Dazu möchte ich die Wirkungsweise negativer Strategien etwas näher betrachten.

36 Georges Bataille 1978/1956, Die Souveränität, zit.n. Voss 1986, 224.

37 Zima 1997, 309. Zima weist in diesem Zusammenhang auf die Parallele zwischen dem poetischen Verständnis etwa von Proust und Mallarmé und der Ästhetik Adornos (Zima 1997, 322).

38 Zum Künstlermythos der vorletzten Jahrhundertwende und seiner Funktion siehe Schade/Wenk 1995.

Dass diese Strategien nicht nur ein Negationspotenzial besitzen, sondern ebenso einen konstruktiven Charakter aufweisen, hat Wolfgang Iser in *Der Akt des Lesens* (1984) beschrieben. Sein wirkungsästhetischer Ansatz betonte die »Brückenfunktion« ästhetischer Negativität, die gerade in ihrem Vermögen liege, Brüche und Leerstellen zu erzeugen. Negiert werden hier zunächst die Alltagserwartungen an Kommunikation. Iser beschrieb sie als Erwartung der »Anschließbarkeit« von sinnhaften Elementen auf struktureller und thematischer Ebene, die durch Brüche, Negationen, inkohärente Textstrukturen etc. unmöglich werde (Iser 1984, 284f).³⁹ Damit ist jedoch der Kommunikationsvorgang – als solchen verstand Iser den Leseakt – nicht abgebrochen, sondern die Leerstellen sind gerade die Einfallstore für die Vorstellungstätigkeit der Lesenden, die den »Mangel« an Sinnhaftigkeit auszugleichen sucht: »es gilt, das Vorenthaltene durch Vorstellungen zu besetzen« (Iser 1984, 301). Als strukturelles »Nichts« zwischen den Positionen« (ebd., 349) bieten die Leerstellen eine Öffnung für die Projektionen der Lesenden, die sie zugleich präfigurieren:

»Der Kommunikationsprozeß wird also nicht durch einen Code, sondern durch die Dialektik von Zeigen und Verschweigen in Gang gesetzt und reguliert. Das Verschwiegene bildet den Antrieb der Konstitutionsakte, zugleich aber ist dieser Produktivitätsanzreiz durch das Gesagte kontrolliert, das sich seinerseits wandelt, wenn das zur Erscheinung gebracht wird, worauf es verwiesen hat.« (Ebd., 265f)

Die Leerstellen erweisen sich damit als strukturbildend: Gerade die Auslassungen ermöglichen es, dass einzelne Textsegmente in Bezug zueinander gesetzt werden und so die in ihnen angelegten Erzählperspektiven zu wechselseitigen Projektionsflächen werden (ebd., 305). Interessant erscheint hier, dass zwar ein Oberflächen-Tiefenmodell in Anspruch genommen wird – hier phänomenologisch als ein Verhältnis von *Horizont* und *Thema* (bzw. Hintergrund/Vordergrund) gefasst –, das Verhältnis zwischen den Ebenen aber als ein wechselhaftes beschrieben ist. Über die Leerstelle kann der Hintergrund zum Thema und dadurch offengelegt werden (ebd., 321).

Der Lektüreprozess wird umso komplexer, je mehr Leerstellen und Negationspotenziale ein Text aufweist. Der modernistische Roman ist,

39 Iser bestimmt präziser die Funktion der Leerstelle auf der syntagmatischen Achse (als Verknüpfung von Textperspektiven zu einer Thema-Horizont-Beziehung); die Funktion der Negation dagegen auf der paradigmatischen (thematischen) Achse (1984, 327f); beide machen das aus, was Iser die »Negativität« fiktionaler Texte nennt.

Iser zufolge, durch eine hohe Dichte solcher Leerstellen gekennzeichnet. Als Beispiel hoher Komplexizität dienen Iser etwa die Texte von James Joyce, in der noch die Erzählperspektive zu einer Leerstelle wird (ebd., 320f). Die Vielfalt von Erzählverfahren verhindere das Auffinden eines konvergierenden Blickpunktes, so dass sich beim Lesen eine Desorientierung einstelle. Doch anstatt sich darauf zu beschränken, den »Tod des Erzählers« zu konstatieren, lenkt Iser den Blick auf den reflexiven Effekt. Dieser besteht darin, dass die Erwartung an eine eindeutige Erzählperspektive offengelegt wird; eine Erwartung, die besage, »daß die Erzählperspektive uns orientieren muß, weshalb ein Verlust dieser Orientierung mit dem Verlust des Erzählers gleichgesetzt wird« (Iser 1984, 320f). Iser spricht moderner Literatur denn auch eine neue Kommunikationsmodalität zu, in der es nicht um die Herstellung eines zentrierenden Blickpunkts geht, sondern die Geschichte wechselnder Standpunkte *erfahren* werde:

»Sie [die Erfahrung, d.V.] besteht darin, daß die serielle Variation eine ständig sich verändernde Blickpunktfolge entstehen läßt, deren relative Diskontinuität gerade den Wechsel der Konstellationen im Lektürevorgang heraushebt und folglich die Erfassung des Joyceschen Weltalltags nicht unter ein Schema zwingt, sondern ihn als Geschichte seriell transformierter Blickpunkte erfahrbar macht. Hier gilt es nicht mehr, wie noch im Roman des 19. Jahrhunderts, den versteckten Code zu entdecken, sondern die Bedingung der Erfahrbarkeit des Alltags als die Geschichte transformierter Blickpunkte selbst zu produzieren.« (Ebd., 325)

Das heißt, dass im Lektüreakt nicht nur die Beziehungen zwischen Textsegmenten hergestellt werden muss, sondern auch die Perspektiven (Blickpunkte), unter denen sie in Erscheinungen treten, also die Beziehung zwischen Text und Lesenden. Da diese jedoch immer wieder negiert würden, sei eine beständige Umstrukturierung notwendig, welche die von den Lesenden jeweils gebildeten Vorstellungen miteinschließen, die so nur noch einen vorläufigen und »experimentellen« Charakter hätten.⁴⁰

Das Vermögen kritischer Reflexion negativer Textpraktiken liegt damit in den von Iser so genannten »Minusverfahren«: Ausgefallene Erzählverfahren, die eine Hintergrunderwartung im Vorstellungsbewusst-

40 »Denn jede Entscheidung ruft einen mehrwertigen Zusammenhang auf und setzt damit die realisierte Beziehung sowohl der Umorientierung als auch der Preisgabe der von ihr visualisierten Realisierungsrichtung aus« (Iser 1984, 326). Iser führt denn auch die ständigen Richtungsänderungen als Grund für die Abqualifizierung des *Ulysses* als »Chaos und Zerstörung« an, da sie als Zumutung empfunden würden (ebd., 325).

sein des Lesers aufriefen und diese Erwartung zugleich zerstreuten (ebd. 323). Lesen wird so zu einem wechselseitigen Kettenprozess, in dem die RezipientInnen gezwungen sind, gewonnene Vorstellungen beständig zu revidieren. Dass Sinnstiftung nach den tradierten Mustern zunächst misslingen muss, beschreibt Iser nicht als Ausdruck einer alltagsweltlichen Erfahrung von Sinnlosigkeit, sondern führt für ihn zu einer reflexiven Rückwendung auf die Bedeutungskonstitution selbst, die eine Entautomatisierung habitueller Erfahrungen und die Aufdeckung der darin enthaltenen Normen bewirke. Negativität, die Iser als eine Doppelung des formulierten Textes durch Unformuliertes bestimmt, das als Nicht-Gesagtes den »Konstitutionsgrund des Gesagten« bildet (ebd., 348), bewirkt demnach zwei Formen der Sinnstiftung: Zum einen verweisen »Deformationen« an der Textoberfläche auf virtuelle Ursachen, die es im Vorstellungsbewusstsein als Problemlage zu rekonstruieren gelte, wodurch sich das Gesagte nicht komplettiere, sondern *aufhebt* (ebd. 352). Zum anderen erweist sich Negativität nach Iser als eine »Ermöglichungsstruktur« für das noch Unbegriffene, das »weder aus der Gegebenheit der Welt ableitbar [ist], die sie bestreitet, noch als Repräsentanzfunktion einer substantialistischen Idee denkbar, von deren nahender Ankunft sie kündigt« (ebd. 354). Auf diese Weise würden nicht nur bestehende Erwartungen und Normen durchkreuzt, sondern es komme auch Neues in die Welt (ebd., 353).

Das Subjekt spielt bei Iser als Interaktionspartner des Textes eine wichtige, wenn auch nicht die alleinige Rolle in der Bedeutungsproduktion. Vor diesem Hintergrund scheint es zu kurz gegriffen, allein von dessen Negierung im »übersehenden Blick« (Voss 1986) auszugehen, nur weil es im Kontext negativer Ästhetik nicht mehr im Schema der Spiegelung der ganzen Gestalt zu erfassen ist. Folgt man Iser, so findet sehr wohl eine Ansprache an das Subjekt statt, nämlich in dem Appell an die Vorstellungstätigkeit der Lesenden. Iser versteht den Akt des Lesens als von dem gleichen Projektionsprozess geprägt wie soziale Interaktion, die »immer eine Interpretationsgestalt [ist], durch die ein Bild vom anderen entsteht, in dem ich mich selbst mit abbilde« (ebd., 261). Die »Interpretationsgestalt« bezeichnet das, was oben unter *Imago* beschrieben wurde, ein Schema der Selbst- und Fremdwahrnehmung. Iser zufolge ist diese Projektionstätigkeit unabdingbar für das Gelingen von Kommunikation, da sie helfe, die Unerfahbarkeit der Erfahrung des anderen zu überbrücken. Unter diesen Voraussetzungen wäre die Produktion der Leerstellen in moderner Literatur gerade keine Abweichung, sondern verwies auf die Grundbedingungen der Kommunikation selbst.

Eine Konsequenz, die sich aus Iasers Ansatz ziehen lässt, wäre die, dass nun das Wahrnehmungsschema oder die Interpretationsgestalt des

Der Prozess ästhetischen Erlebens ist (in Übereinstimmung mit Derrida) als eine doppelte Bewegung gedacht, in dem auf die Identifizierung von Sinn stets dessen Subversion folgt. Im Unterschied zur Hermeneutik, die darin den Weg zum vollkommeneren Sinnverstehen erblickt, steht hier die Möglichkeit des Verstehens generell zur Disposition:

»Die Negativitätsästhetik beschreibt die ästhetische Erfahrung als negatives Geschehen, weil sie ein solcher prozessualer Vollzug des an ästhetischen Objekten versuchten Verstehens ist, der die ihm immanente Negativität enthüllt und es somit an sich selbst scheitern lässt; ästhetische Erfahrung ist die Subversion des in ihr versuchten Verstehens durch sich selbst.« (Menke 1991, 45)

Im Unterschied zu Iser erhalten hier nicht alle Elemente, inklusive der Leerstellen und Brüche, von vornherein einen Zeichenstatus zugesprochen, sondern gerade die Unbestimmtheit des Zeichencharakters macht die destabilisierende Funktion negativer Ästhetik aus. Menke grenzte sie ab von einer kompensatorischen oder entlastenden Funktion ästhetischer Erfahrung einerseits, von einer unmittelbar kritischen Funktion andererseits. Erstere stelle sich stets dort ein, wo sie als »verortet« gedacht werde (ebd., 202); etwa im ästhetizistischen Verständnis, das »Kunst als Ort einer gegenüber der nicht-ästhetischen Wirklichkeit gesteigerten Intensität des Erlebens« sieht (ebd., 20).⁴³ Hierzu zählen die oben beschriebenen Tendenzen im Modernismus, in denen die Differenz des Ästhetischen absolut und damit gleichgültig gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen gesetzt wird. Aber auch die Gegenströmung, in der Kunst als Kritik der nicht-ästhetischen Wirklichkeit begriffen wird, kann stabilisierend wirken, und zwar durch die Gleichsetzung »im Horizont einer möglichen Identität des Unterschiedenen, Kunst und Gesellschaft« (ebd.,

speichert sind, nicht vorauszusetzen, sondern im ästhetischen Erfahren erst zu erbringen. Damit bedeutet der Eintritt in die ästhetische Erfahrung einen Wechsel der Perspektive auf die Signifikantenbildung, der sie zerfallen lässt.« (Menke 1991, 74). – Auch das wird relevant für Trinh.

- 43 »Stabilisierende Funktion hat – oder kompensierend bzw. entlastend ist – die ästhetische Erfahrung, wenn sie als verortet gedacht wird; destabilisierende Funktion hat – oder subversiv ist – die ästhetische Erfahrung dagegen, wenn sie als potentiell ubiquitär gedacht wird. Das erlaubt folgende Reformulierung der Opposition von souveränem und servilem Vollzug ästhetischer Erfahrung: Servil vollzieht sich die ästhetische Negativitätserfahrung, wenn sie von vornherein auf einen Ort begrenzt und damit als Kompensation oder Entlastung den nicht-ästhetischen Diskursen (und Praktiken) zur Seite stellt; souverän dagegen vollzieht die ästhetische Negativitätserfahrung, wenn sie an jedem Ort zu machen versteht und darin ihre destabilisierende Folgen für die nicht-ästhetischen Diskurse und Praktiken entbindet.« (Menke 1991, 202)

20). Darüber würden Differenzen gelehnet, und zwar insbesondere Prozess der Selbstsubversion des Verstehens.

Negative Strategien, so lässt sich zumindest aus den beschriebenen Ansätzen folgern, fungieren mehrschichtig: Neben einer oberflächlichen inhaltlichen Negierung traditioneller Bedeutungsmuster, die eine Distanz bewirkt, verweisen sie auf die Konstitutionsbedingungen von Bedeutung selbst, die reflexiv erschlossen werden muss. Dies kann sowohl im Dienste neuer Sinnbildungen stehen, als sich auch diesen verweigern; beides steht unter dem Vorzeichen einer prozessualen, offenen Form von Bedeutung. Das heißt für das Subjekt: Es kann als reflexives Subjekt gestärkt oder umgeformt werden (wie bei Iser), oder aber es verliert angesichts der letztlich nicht zu erschließenden Materialität des Objekts seine Deutungsmacht (wie es sich bei Menke abzeichnet).

Theoretische Ansätze, in denen beide Aspekte thematisiert werden, lassen sich bei Roland Barthes finden. In verschiedenen Texten zu Literatur und Fotografie grenzte er in unterschiedlicher Form zwei unterschiedliche Sinngebungsweisen gegeneinander ab, von denen die eine als sinnstiftend, Bedeutungs- und Subjekt-zentrierend, die andere als sinnzerstreuend und *dezentrierend* beschrieben wird.⁴⁴ Das geschieht nicht mit dem Anliegen, positive und negative (oder negativ-sinnstiftende und negativ-sinnauflösende) Momente in einem Modell zu vereinen oder zu vermitteln, sondern ihre unterschiedliche Wirkungsweisen auf das Lesen und die Lesenden (bzw. Betrachtenden) zu verfolgen. Es handelt sich auch nicht um strikt binäre Modelle. So wird in dem Text »Der dritte Sinn« (1990, orig. 1970) zwar der »entgegenkommende« von dem »stumpfen« Sinn abgegrenzt, die Lektüre zeigt aber, dass hier zunächst drei Sinnebenen unterschieden werden: Erstens eine »informative« Ebene der Kommunikation (der denotative Sinn in der Semiotik), zweitens die »symbolische« Ebene der Bedeutung (oder der konnotative Sinn) (Barthes 1990, 47ff). Beide werden zum *entgegenkommenden* Sinn zusammengefasst, bei dem die Bedeutung nicht in Frage steht, sondern rekonstruierbar erscheint. Anders ist es beim *stumpfen* Sinn, eben jenem »dritten Sinn«, der Bedeutung zerstreue, »verfremdet« und entleere (ebd. 60f). Angesiedelt zwischen Bild und Beschreibung, Sprache und Sprechen führt Barthes ihn als ein zusätzliches Element ein. Bestimmt wird dieser »zusätzliche Signifikant« (ebd., 62) über einzelne Details, einer Stimmung (hier: eines Fotogrammes) bzw. als nicht Nennbares. Letztlich führt er keine neue Sinnebene ein, sondern subvertiert die sich in einer Geschichte, einem Film entfaltende dadurch, dass er »als Signi-

44 Neben im Folgenden genannten vgl. auch die Begriffspaare *Lesbares/Schreibbares* (Barthes 1987), *studium* und *punctum* in Barthes 1989.

fikant ohne Signifikat« (ebd., 60) auf die Strukturierungsweise selbst sowie seine Materialität (als Narrativ, Film) und damit seine kontingente Verfasstheit verweise. Diese Ebene der »Signifikanz«, wie Barthes sich auch nennt (ebd., 49), kann als negative Kraft im Sinne von Menkes Bestimmung als Selbstsubversion des Verstehens verstanden werden.

Diese dritte, sinnauflösende Ebene erfuh in dem Essay »Die Lust am Text« (1996, orig. 1974) selbst eine Unterteilung. Barthes befragt hier zwei Arten des Lesens (und des Textes) unter den mehrdeutig bleibenden Zeichen von »Lust« (*plaisir*) und »Wollust« (*jouissance*). »Lust« erhielt zwei Bedeutungsformen zugesprochen: Zum einen bezeichnet sie generell die Ebene des »Exzesses« des Textes, »auf das, was in ihm jede (soziale) Funktion und jedes (strukturelle) Funktionieren sprengt« (ebd., 30) – also dasjenige, was wie der stumpfe Sinn die Bedeutungsebene übersteigt. Andererseits bestimmte Barthes die Lust als eine Art und Weise des intellektuellen Befriedigtseins an sinnhaften Lektüren, einer Lust an Kritik ebenso wie an Widersprüchen, ironischen Brechungen, die jedoch zu einer rekonstruierenden Lektüre führten (ebd., 77, 16, 19, 22, 30) – also ähnlich wie Iser's »Auffüllen« von Leerstellen – verstanden werden können – und grenzt sie ab »vom Schock, von der Erschütterung, vom Vergehen, die der Wollust eigen sind« (ebd., 30). Als (auch) körperliche Artikulationsweise eröffnet diese den Raum des Anderen als »Riß in der Sprache« und als Verlust des (rationalen) Ich. Entsprechend ambivalent sind die Folgen für das Subjekt:

»Das ist ein anachronistisches Subjekt, das beide Texte in seinem Bereich hält und in seinen Händen die Zügel der Lust und der Wollust, denn es hat zu gleicher Zeit und widersprüchlicherweis am tiefen Hedonismus jeder Kultur teil (die friedlich in ihn eindringt als eine Lebensart, zu der auch die alten Bücher gehören), und an der Zerstörung eben dieser Kultur: es genießt die Beständigkeit seines Ich (das ist seine Lust) und sucht seinen Verlust (das ist seine Wollust). Das ist ein zweifach gespaltenes, zweifach perverses Subjekt.« (Barthes 1996, 22).

Die beiden zentralen Aspekte des modernen Subjekts (wie in Kap. I.4. beschrieben), finden sich also hier parallel in einem Subjekt wieder. Das derart gespaltenes Subjekt gilt es aber nicht dialektisch zu versöhnen, sondern es bleibt ein »wandelnder Widerspruch« (ebd. 31), wie es auch in der Psychoanalyse Lacans entworfen wurde.⁴⁵ Die beiden Sinnstiftungsmodalitäten sind hier ebenfalls direkt an die Verfasstheit des Subjekts geknüpft.

45 Auf Lacan und Kristeva gibt es einige explizite und implizite Hinweise in Barthes' Text, vgl. auch Kap. II.4 und III.5. (5. und 6. Abschnitt).

Da das Verfahren von Barthes zwar auf die literarische Moderne rekurrierte, aber gerade nicht auf Rückführung von Negativität in Sinnhaftigkeit oder Kritik abzielte, wurde ihm der Vorwurf gemacht, es handle sich lediglich um »Spiel und Wollust, einer angeblich kritischen Form der Affirmation.« (Huysen 1986, 36f). Mit der Rezeption der *jouissance* trete »fröhlicher Genuss an die Stelle eines kritischen Bewusstseins« (ebd.). Gegen den Vorwurf des »Unpolitischen« in Bezug auf die Beschäftigung mit Lust verwahrte sich Barthes im Text selbst.⁴⁶ Die Einsicht, dass ein Offenhalten von Bedeutung auch eine kritische Funktion ausüben kann, verbreitete sich erst mit Konzepten poststrukturalistischer Repräsentationspolitik. Diesem Offenhalten galt der affirmative Gestus auch bei Barthes. Insofern unter dem Signum von Lust/Wollust ein Raum geschaffen wird, an dem widerstreitende Bedeutungsweisen aufeinandertreffen, könnte dieser auch als ein *Raum des Dritten* bezeichnet werden.⁴⁷ Solchen Räumen oder Figuren haftet ebenfalls eine Ambivalenz an, wie Breger/Döring (1998) beschrieben, insofern sie sowohl als Versöhnung als auch als Verstörung wirken können:

»Während das Dritte in dem Maße Identitäten vermittelt, in dem es mit dem Ersten/Eigenen kollaboriert oder kollabiert, gerät es wohl ›logischerweise‹ überall dort in den Bannkreis des Zweiten oder a/Anderen, wo es verstören soll. Denn dieses a/Andere wird in den philosophischen Diskursen des Westens (nicht zuletzt des zwanzigsten Jahrhunderts) dem Einen hierarchisch untergeordnet und kann daher nicht in derselben Weise zum Selben werden wie dieses, sondern findet seine Identität in der Repräsentation der Differenz.« (Breger/Döring 1998, 9)

In diesem Sinne lässt sich davon sprechen, dass die Wollust bei Barthes die Differenz figuriert.

»Negativität« erweist sich also insgesamt als ambivalent, da sie sowohl auf sinnstiftende und sinnauflösende Prozesse referieren kann; ebenso wie auf eine Wechselbewegung (die dann wieder positiv affirmiert wird). Ergänzend wäre zu zeigen, inwieweit auch positive Strategien der Repräsentation nicht nur zu fixierten Sinngestalten führen, sondern ebenfalls ein selbstsubversives Moment enthalten. Dieses ist, wie ich weiter unten ausführen werde, ein Anliegen der Dekonstruktion.

46 Gegen den Vorwurf, die Lust sei »eine Idee der Rechten« wird sie hier als ein »Treiben« bestimmt, das »zugleich revolutionär und asozial ist« und daher von niemandem mit Beschlag belegt werden könne (ebd., 34f).

47 Zur Bestimmung der Wollust als Raum vgl. Barthes 1996, 10 (»Ein Raum der Wollust wird geschaffen. Nicht die ›Person‹ des anderen brauche ich, sondern den Raum: die Möglichkeit einer Dialektik der Begierde, eines Nichtvoraussehens der Wollust.«).

Inwieweit es nun *wünschenswert* ist, zu neuen Sinngestalten zu kommen oder aber das Moment der Selbstsubversion zu forcieren, war ein zentraler Streitpunkt in der »Postmoderne«-Debatte, auf die ich im Folgenden eingehen möchte.

Postmoderne Ästhetik

Die Debatte um den Begriff der »Postmoderne« ist ähnlich ausufernd wie die zum Subjekt. Auch hier ging es um Leben und Tod – nun stand der Tod der Moderne im Mittelpunkt, der mit dem Präfix »post-« angezeigt schien. Im US-amerikanischen Raum wurde die Debatte seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts geführt, und zwar zunächst als ästhetische; ihre Popularität erreichte sie jedoch erst mit Lyotards Begriff der *Condition postmoderne* (1979, dtsh.1982) in den 1980er Jahren. Wie in der Subjektdiskussion vervielfältigen sich auch hier die Begriffe (siehe genauer in Kap. I.6, 3. Abschnitt). Kontrovers blieb die generelle Frage, ob es sich um eine sinnvolle Epochenbenennung handelte, oder der Name nicht vielmehr für eine bestimmte Ästhetik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts reserviert bleiben sollte – wobei auch hier umstritten blieb, welche Merkmale darunter fallen sollten.

Verfolgt man den ästhetisch-literarischen Strang weiter, dann lassen sich sowohl Beschreibungen von Kontinuität als auch von Brüchen finden. Moderne Textstrategien der Polyphonie, Intertextualität, Fragmentierung erscheinen weiterhin als geläufige Praktiken. Der Literaturwissenschaftler Ernő Kulcsár-Szabó (1991) zog daher eine Parallele zwischen Zeichenpraktiken und -verständnis in Modernismus und Postmoderne. Sie dienten nun allerdings nicht mehr der Rekonstituierung des Subjekts, sondern führten zu dessen De(kon)struktion, so dass das postmoderne Subjektverständnis nicht mehr dem der klassischen Moderne entspreche, sondern vielmehr dem Bemühen der historischen Avantgarden, das geschlossene und codifizierte Autor-Subjekt zu überwinden (Kulcsár-Szabó 1991, 35f). Als ein wichtiger Aspekt werden hier Grenzüberschreitungen angeführt, wie sie bereits den Avantgarden zugeschrieben wurden. Von einem Überschreiten des Bildraums hin zu einem »Erlebnisraum« spricht auch Voss, der dies am Moment des *Performativen* festmacht: Kunst werde zu einem »experimentellen Ereignis« (1986, 240), das sich an die Stelle von Repräsentation und Tiefen-Konstruktionen setze. Was inszeniert oder auch parodiert werde, sei die metaphorisch-imaginäre Verfasstheit der Wirklichkeit selbst, die als immer schon Bild-gewordene erscheine: »Die erzählte Real-Welt hat die Bildlichkeit, in nahezu unendlichen »Erzählungen« kolportierbar, als ihre eigenes Implikat in sich. Im Text wird gerade das – Ereignis.« (Voss

1986, 242). Durch die Zurücknahme einer autonom gedachten literarischen Bildersprache würden eben diese Sprachspiele der Alltagswelt transparent gemacht. Was Frederic Jameson als eine Reduzierung auf die pure »Oberfläche« kritisierte (Jameson 1986), kann also auch als Ausstellung der diskursiv-semiotischen Verfasstheit von Wirklichkeit gewertet werden. Das Bestreben postmoderner Ästhetiken richte sich, so die Einschätzung von Kulcsár-Szabó (1991, 38), nicht mehr darauf, eine wahrere oder realere Welt hinter den Zeichen einzuholen, sondern lenke den Blick auf die Selbstreferenz der Zeichen. Mit den Verfahren der Zitation und intertextueller Verweise erscheint die strikte Trennung zwischen Kunst und Alltagswelt ebenso aufgegeben wie der ästhetische Wahrheitsanspruch. Wie in modernistischen Bestrebungen auch geht es zwar weiterhin um eine Aufwertung des Partikularen, das jedoch nicht mehr über ein Ganzes und Wahres – auch nicht im Modus der Negation – einklagbar erscheint.

In der Folge wird auch das Subjekt zu einem ausgestelltem Diskurs-effekt. Die Bildersprache diene nun, so Voss, weder dazu, das Subjekt zu spiegeln noch in Abwesenheit zu evozieren, sondern die metaphorische Figurenrede verweise nun paradigmatisch auf die subjektkonstituierenden Effekte gesellschaftlicher Diskurse.⁴⁸ Das heißt also, das Subjekt erscheint nicht mehr als eines, das »hinter« den Diskursen zu entdecken wäre, sondern das Subjekt *ist* Diskurs und wie dieser plural und heterogen gedacht. Während das Autorsubjekt auf diese Weise eine Abwertung erfuhr – Roland Barthes berüchtigte Sentenz vom *Tod des Autors* als Sinngarant gehört in diesen Kontext (Barthes 2000/1968) – wurde das Lese-Subjekt als sinnstiftende Instanz nun auch theoretisch aufgewertet.⁴⁹

Die bislang angeführten Epochenmodelle behaupten, so lässt sich zusammenfassend feststellen, eine zunehmende Destabilisierung von Wirklichkeit, deren vorläufiger End- oder Höhepunkt mit »Postmoderne« bezeichnet wird. Die Destabilisierung macht sich an den Polen Subjekt und Sprache sowie an ihrem wechselnden Verhältnis fest, die so zu entscheidenden Momenten für das Wirklichkeitsverständnis avancieren. Daraus ergibt sich folgendes Bild: Das Subjekt erscheint zunächst als Sinngarant (*Klassik*), konstituiert und abgesichert über die Repräsentationsfunktion von Sprache. Diese Repräsentationsfunktion der Sprache

48 So heißt es zu Elfriede Jelinek: »Sprachliche Metaphorik wird auch hier zum Element des im Text ausgestellten Materials, während der Text zum ›Intertext‹ wird, gewebt aus den Differenzierungen und Interpolationen der subjektstiftenden Diskurse« (Voss 1991, 243).

49 Was zur Etablierung der Rezeptionsästhetik führte, u.a. von Iser und Barthes befördert. Vgl. zur Aufwertung des Lesens Culler 1988.

wird im *Realismus* zur Sicherung des Wahrheitsgehalts des Beschriebenen beibehalten, während das Subjekt hinter die Textobjekte zurückzutreten hatte. Im *Modernismus* erscheint die Position des Subjekts zunächst durch Sinnverlust bedroht. Hier bot der Wechsel von einem realistischen-repräsentationistischen Sprachverständnis zu einem konstruktivistischen die Möglichkeiten, etwa durch Intertextualität andersartige Verbindungen und Sinnzusammenhänge herzustellen, aus denen das Subjekt erneut als Souverän hervorging. Strategien der historischen *Avantgarden* betrachteten hingegen das moderne Subjekt mitsamt der von ihm bestimmten Sprache grundsätzlich als Hindernis für den Zugang zur Wirklichkeit. Die Suche galt daher einer neuen Form des Realismus, in dem sich die Welterfahrung unmittelbar, das heißt jenseits soziokultureller Normierungen, auszudrücken vermochte.⁵⁰ Postmoderne Ästhetiken schließlich, denen eine Auffassung von Sprache als Zeichenspiel zugeschrieben wird, kreieren ein dazu analoges Subjekt, das heterogen, polyvalent etc. gedacht ist. Bot in den Modellen, die hier idealtypisch mit den Epochenbezeichnungen »Klassik«, »Realismus«, »Modernismus«, und »Avantgarden« versehen wurden, mindestens einer der beiden Pole von »Subjekt« oder »Text« (Sprache) einen relativ verlässlichen Zugang zur Wirklichkeit, so bezeichnet »Postmoderne« nun die Verunsicherung an beiden Polen.⁵¹

6. Post-Moderne Problematiken

Ästhetik und Politik

Diese Verunsicherung fand ihren Ausdruck u.a. in einer breiteren Debatte um die Frage einer zunehmenden Semiotisierung, Ästhetisierung

50 Vgl. Voss 1986, 230. Kulcsár-Szabó bezeichnet das ideale Textverständnis denn auch nicht mehr als »Intertextualität«, die sich auf das Verhältnis von Text und Prätext bezieht, sondern als »Transtextualität«, ein ästhetisches Verfahren, »die Welt durch Abschaffung der literarischen Übermittlungssysteme ästhetisch wahrnehmbar und lesbar zu machen« (1991, 37). Damit stehen nicht mehr semiotische Prozesse, sondern die Referenz im Zentrum.

51 Hier geht es mir lediglich um eine grobe Linie, die in der Rezeption aufscheint. Auf das Manko jeder Epochenbeschreibung – die ich zudem nur stichwortartig verkürzt nachgezeichnet habe – dass sich als geradlinig darbietet, was so homogen natürlich nicht ist, kann ich an dieser Stelle nur verweisen (z.B. auf Milichs Kritik an Epochenenteilungen aufgrund stilistischer Merkmale; 1998, 56). Eine Alternative zum chronologischen Modell hat Greiner-Kemptner (1994) mit ihrer synchronen Beschreibung postmoderner Literatur vorgestellt (siehe auch Kap. 1.6).

oder Rhetorisierung des Wirklichen, die infolge der Durchsetzung verschiedener sozialer, technologischer und epistemologischer Faktoren statthabe; genannt wurden hier in erster Linie die Verbreitung von neuen Medien sowie Hochtechnologien generell; die Zuwendung zu konstruktivistischen Wissensmodellen sowie eine Pluralisierung von Lebenswelten.⁵² Unter Ästhetisierung wurde sowohl eine bestimmte Inszenierung von alltagsweltlichen Bereichen als *Erlebnisswelten* gefasst,⁵³ als auch dystopische Visionen der *Entwirklichung*, wie sie etwa Baudrillard (1982) als Verschmelzung von Realem und Imaginärem zu einer Totalität des *Simulacrums* ausmalte. Wolfgang Welsch beschrieb die Ästhetisierung ganz allgemein als Ausbreitung des Ästhetischen auf Bereiche, die bis dahin zum Nicht-Ästhetischen zählten, so dass schließlich die »Wirklichkeit [...] für uns eine Verfassung an[nimmt], wie wir sie bislang nur von der Kunst her kannten – eine Verfassung des Produziertseins, der Veränderbarkeit, der Unverbindlichkeit, des Schwebens etc.« (Welsch 1993, 23). Welsch verband mit einer »reflektierten Ästhetik« eine utopische Hoffnung auf kritische Kulturentwicklungen auf der Grundlage eines akzeptierten Non-Fundamentalismus:

»Eine wirklich ästhetisierte Kultur wäre sensibel für Differenzen und Ausschlüsse – und dies nicht nur in Bezug auf Kunst, sondern ebenso im Alltag und gegenüber sozialen Lebensformen. Entwickelte Sensibilität nimmt abweichende Prinzipien wahr, durchschaut Imperialismen, ist gegen Ungerechtigkeit allergisch und mahnt, für die Rechte der Unterdrückten einzutreten. So vermag ästhetische Kultur zumindest indirekt auch zur politischen Kultur beizutragen.« (Welsch 1993, 46).

Im Unterschied zu Welsch sah Karl-Heinz Bohrer in einer »Entgrenzung« des Ästhetischen den reinen »Terror« (Bohrer 1993, 48). Sein Gegenargument lautete, dass das Ästhetische nur in Abgrenzung zum Nicht-Ästhetischen seine subversive Kraft entfalten könne, da andernfalls eine Banalisierung durch das Missverständnis von Ästhetik als Hedonismus eintrete und das, was oben als die Negationsfunktion des ästhetischen Verstehens beschrieben wurde, dadurch funktionalisiert würde (ebd., 63).

Hier geht es also nicht mehr um die Frage, welche ästhetischen Strategien mit dem Label *Postmoderne* zu verbinden sind, sondern um die eines ästhetischen Verständnisses von Wirklichkeit schlechthin. Allerdings sind auch hier die Bewertungen mit einem spezifischen Verständnis des Ästhetischen verbunden. Die Kontroverse liest sich wie ei-

52 Vgl. etwa Welsch 1993; Bender/Wellsbery 1996, Knapp 1998.

53 Vgl. Schulze (1992).

ne Fortsetzung der traditionellen Auseinandersetzung um den Status der modernen Ästhetik, die darum geführt wurde, ob ihr eine Autonomie gegenüber anderen gesellschaftlichen Sphären und Formen von Rationalität zugesprochen werden sollte oder sie nur in Abhängigkeit von diesen zu verstehen sei. Im letzten Fall würde die der Ästhetik zugesprochene ästhetische Differenz letztlich wieder zurückgenommen, selbst wenn, wie bei Welsch, eine eindeutige Souveränität des Ästhetischen angenommen würde.⁵⁴ Daran schließt sich die nächste kontroverse Frage an, inwieweit das jeweilige ästhetische Verständnis und die daraus resultierenden Praktiken kulturkritisch wirksam werden könnten – sei es, dass sie subversiv wirkten in Form der Negierung alltagspraktischer Bedeutungsmuster oder aber eine direkte Kritik der nicht-ästhetischen Wirklichkeit darstellen.

Peter Zima beantwortete die letzte Frage in Bezug auf die Moderne/Postmoderne-Debatte eindeutig mit der Forderung nach Kritikmöglichkeiten. Aus einer Perspektive der Kritischen Theorie befragte er ästhetische Strategien auf ihre Werte und Ziele in ihrem jeweiligen Kontext. Damit wandte er sich gegen eine einfache Abgrenzung nach Epochen oder Stilrichtungen, um von einer komplexen Situation auszugehen, der eine generalisierbare »Problematik« zugrunde liege, auf die mit unterschiedlichen ästhetischen Strategien Antworten gefunden würden (Zima 1997, 238). Diese Problematiken stehen sich in Zimas Hauptthese jedoch wiederum als Gegensatz gegenüber, nämlich zwischen einer »literarischen Moderne, die vom Problem der Ambivalenz beherrscht wird, und einer Postmoderne, die zu Indifferenz, Pluralismus und Partikularismus tendiert« (ebd., 227). Im Unterschied zur ästhetischen Moderne, wo auch Ambivalenz und Negativität noch im Dienste einer Werteordnung gestanden hätten – gebildet durch die Autonomie des Subjekts, Wahrheit, Utopie, Autonomie der Kunst –, so folge der postmoderne Pluralismus der Stile und Verfahren nicht mehr verbindlichen Wertsetzungen und habe damit seine Kritikfähigkeit verloren. Übrig bliebe eine

54 Siehe allgemein zum Problem der Autonomie/Heteronomie der Kunst seit Kant und Hegel Zima (1995). Menke grenzte in seiner Untersuchung zur Negativitätsästhetik u.a. einen puristisch-ästhetizistischen Kunstbegriff, demzufolge die Negationsfunktion auf einer unüberwindbaren Kluft von Gesellschaft und Kunst beruhe, von einem kritisch-marxistischen ab, bei dem Kunst die Funktion der Kritik der nicht-ästhetischen Wirklichkeit erhält. Während ersterer (also der Position Bohrrers) eine Prozessualität der ästhetischen Differenz entgegengehalten werden könne, so klammere der zweite die Bedeutung des ästhetischen Vergnügens aus (Menke 1991, 20ff). Eben diese Zweiteilung findet sich auch bei Welsch wieder, der eine Ästhetisierung an der »Oberfläche« der puren Unterhaltung gegenüber einer reflektierten »Tiefenebene« ablehnte.

Beliebigkeit, die entweder zur Affirmation des Bestehenden oder zur kompletten Sinnzerstörung führten; an die Stelle gesellschaftskritischer Sinnsuche seien ästhetizistische Experimente und eine unverbindliche Lust am Text getreten (Zima 1997, 224ff, 333f, 361ff).

Genau entgegengesetzt argumentierte zuvor Linda Hutcheon, die den literarischen Modernismus mit einem lebensfernen Formalismus und Ästhetizismus identifizierte, der Postmoderne hingegen einen gesellschaftsbezogenen, selbstreflexiven bis subversiven Charakter zusprach (Hutcheon 1988, 4f; 227). Die postmoderne Problematik bestand für sie in einer gründlichen Infragestellung jener Werte, die auch Zima dem Modernismus zusprach, welche allesamt unter den Verdacht der Metaphysik geraten seien.⁵⁵ Daher sprach sie nicht von einem Bruch mit der Moderne, sondern, in Anlehnung an Lyotard, von ihrer Reflexion als »critical reworking«. ⁵⁶ Diese sei durch eine grundlegende Paradoxialität gekennzeichnet, mit der gegensätzliche Strategien zu offenen Widersprüchen führten, etwa, wenn das Konzept des selbstidentischen Subjekts gleichzeitig durch dessen Bestätigung und Dekonstruktion verunsichert werde (ebd., xii). Solche offenen Widersprüche, die insbesondere durch Verfahren der Parodie und Ironie produziert würden, seien jedoch nicht mit kritikloser Affirmation zu verwechseln (die es zweifellos auch gebe), sondern als eine immanente Strategie der Subversion zu verstehen, die der Einsicht geschuldet seien, dass es keinen gesicherten Standpunkt außerhalb der vorherrschenden Ordnung gibt – eine Ordnung, die nun als (diskursive) Machtstruktur in den Blick trete (ebd., xiii; 230). Voss betonte ebenfalls die Möglichkeit eines Bruchs durch Verdopplung und Bedeutungszug als immanente Strategien. Damit könne gerade die Geschlossenheit eines gesellschaftlichen Ganzen, welche das Leben im Besonderen bedrohe, ausgestellt werden (Voss 1986, 238).

Zima dagegen sah zwar das Bemühen um eine Kritik der Moderne, erkannte diese aber nicht als subversiv an. Stattdessen kritisierte er Hut-

55 Vor Zima bezog sich Hutcheon auf Postmoderne nicht als Epoche, sondern als »problematics« (ebd. 222ff). Zwar spricht sie zunächst, wie der Titel ihres Buches lautet, von »poetics of postmodernism«, erweitert aber schon diesen Begriff auf »an open, ever-changing theoretical structure by which to order both our cultural knowledge and our critical procedures« (ebd. 14). Was also nicht gemeint ist, ist eine Ansammlung von »postmodernen« Stilen bzw. eine einheitliche »Ideologie«, auf die Zima ihren Ansatz reduzierte (Zima 1997, 234f).

56 Hutcheon 1988, 4; vgl. Lyotard 1988b: »Die Postmoderne ist keine neue Epoche, sondern das Redigieren einiger Charakterzüge, die die Moderne für sich in Anspruch genommen hat [...]« (Lyotard 1988b, 213). Lyotard Programm des »Redigierens« (*réécrire*) ist nach dem Muster der psychoanalytischen »Durcharbeitung« gedacht, die danach fragt, was durch die jeweiligen Setzungen verborgen bleibt.

cheons Charakterisierung einer kritiklosen Moderne, insofern sie nur eine bestimmte Auswahl moderner Texte zugrunde lege (Zima 1997, 235). Kann man ihm noch zustimmen, dass Hutcheon einem bestimmten, US-amerikanischen Verständnis von *modernism* als Hochkultur folgt,⁵⁷ so lässt sich der Vorwurf des Reduktionismus an ihn zurückgeben: Komplementär grenzte Zima für seinen Begriff der unpolitischen bzw. »kritiklosen« Postmoderne alle kritischen Tendenzen aus bzw. qualifiziert sie als bloße Spielerei oder als »ideologische« Gegenpositionen. Dies gilt nicht nur für literarische Texte,⁵⁸ sondern auch für soziale Bewegungen wie den Feminismus, der, zunächst auf Ökofeminismus reduziert, nurmehr als ein »ideologischer Effekt« auf die postmoderne Beliebigkeit erscheint (Zima 1997, 52ff).

Was hier deutlich wird, ist eine Gegenüberstellung, wenn nicht ein Gegeneinanderauspielen von *Ästhetischem* und *Politischem*, die typisch für die »Postmoderne«- wie die Subjekt-Debatte war. Sie war für BefürworterInnen wie KritikerInnen unterschiedlich konnotiert: Während erstere mit der Aufwertung des Ästhetischen auch eine Aufwertung des Individuellen und einer partikularen Sicht der Dinge verbanden, die als Kulturkritik auch »politisch« verstanden wurden, befanden die KritikerInnen die Absage an Universalien und einen gemeinsamen Horizont des Verstehens zugunsten der Vorherrschaft ästhetischer Rationalität als Absage an gesellschaftspolitisches Engagement. Die Bewertung postmoderner Strategien richtete sich dabei wesentlich nach dem zugrundegelegten Modell sozio-kultureller Entwicklung. Ein einflussreiches Argumentationsmuster gab die Kontroverse zwischen Lyotard und VertreterInnen der Kritischen Theorien vor:

Auf der einen Seite steht hier ein Modell, welches die Moderne mit einer Bewegung zu gesteigerter Uniformierung identifiziert, eine gewaltförmige Zurichtung unter dem Prinzip des Ganzen, der es die Vielfalt von Lebens- und Denkformen gegenüber zu stellen gilt. Entsprechend forderte Jean-François Lyotard mit seinem (zunächst positiven) Begriff der Postmoderne ein Denken des Heterogenen, das jeglichen Anspruch auf Vereinheitlichung zugunsten von widerstreitenden Sprachspielen aufzugeben habe (Lyotard 1986, 190). Die Einsicht in die Gestaltungsmöglichkeiten wie -Notwendigkeiten von Heterogenität, die es vor jeglichen Totalisierungsbestrebungen zu bewahren gilt, macht für Lyotard die spezifische »postmoderne Verfassung« aus. *Möglich* ist sie nach dem Vorbild des Umgang mit pluralen Weltansichten, wie er ihn bei den künst-

57 Siehe Huyssen 1986 und Milich 1998 zur Gegenüberstellung von moderner Hochkultur und avantgardistischer/postmoderner Kultur.

58 So sah Zima in seiner Joyce-Lektüre den von Iser beschriebenen Prozess negativer Ästhetik nicht (vgl. Kap. I.5, *Zur Ambivalenz des Negativen*).

lerischen Avantgarden findet (Lyotard 1986, 86). Als Minimaldefinition beschränkt sich der Begriff der »Postmoderne« damit auf die Absage an Einheitswünsche: »In äußerster Vereinfachung kann man sagen: »Postmoderne« bedeutet, daß man den Meta-Erzählungen keinen Glauben mehr schenkt« (ebd., 14). *Notwendig* ist die Gestaltung für Lyotard angesichts bereits veränderter Wissensstrukturen, die sich nicht nur die Pluralität, sondern auch eine bestimmte Form technologischer Rationalität zu eigen gemacht hätten, mit der Differentes und Uneinheitliches unter dem Primat der Effizienz unterzugehen drohe (ebd., 182ff).

Auf der anderen Seite wurde die geforderte Ausdifferenzierung als Kern der Moderne betrachtet, so dass die Affirmation von Differenzen als Bestätigung des *Status Quo* erscheint, dem gegenüber neue Vorstellungen von Einheitlichkeit zu entwerfen seien. In diesem Sinne formulierte Jürgen Habermas seine grundlegende Kritik an Lyotard. Habermas (1981) führte das Problem der Uniformierung gerade auf die Differenzierungsprozesse der Moderne zurück. Dagegen gelte es, eine verbindliche Vernunftperspektive zu entwickeln.⁵⁹ Seyla Benhabib kritisierte unter dem gleichen Vorzeichen, dass das Modell der widerstreitenden Sprachspiele keine Möglichkeiten für den Umgang mit Konkurrenz- und Dominanzbestrebungen biete, da es einen verbindlichen Geltungshorizont ablehnt – mit der Konsequenz, dass das Heterogene, das eigentlich in seiner Eigenwertigkeit bewahrt werden solle, immer schon in das hegemoniale Sprachspiel integriert sei (Benhabib 1986, 120ff). Dass Uniformierung und Pluralität sich gerade nicht ausschließen, wandte auch Cornelia Klinger ein: » [...] die fortschreitende Vereinheitlichung wird durch die gleichzeitige Fragmentierung nicht unterbrochen«, schreibt sie in ihrer Kritik an Lyotard, deren Beziehung sei vielmehr die einer Gleichzeitigkeit, die »weder zufällig noch widersprüchlich« sei, »beide bedingen einander, ohne sich gegenseitig aufheben zu können, aber auch ohne sich zu ergänzen.« (Klinger 1998, 254). Indem die Totalität, wie Lyotard selbst schreibe, eine neue Qualität gewinne, die nicht mehr auf einen Sinnzusammenhang angewiesen sei, sondern eine »funktionale Systemeinheit« (ebd.) darstelle, werde sie durch Differenz nicht unterlaufen. Die Betonung des Differenten stellt für Klinger aus diesem Grund kein Ausweg dar; sie ist kein Anlass für Widerstreit, wie bei Lyotard.⁶⁰

59 Lyotard konterte die Vorwürfe mit der Kritik an der »Sehnsucht nach dem Ganzen« (Lyotard 1988). Vgl. zur Auseinandersetzung zwischen Habermas und Lyotard Welsch 1987 (Kap. V, VI).

60 Eine genauere Lektüre dieser Kontroverse würde umgekehrt zeigen, dass Lyotards Begriff von Pluralität nicht in Beliebigkeit bzw. Fragmentierung aufgeht, wie Klinger unterstellt; vgl. hierzu insbesondere Lyotard 1988.

In dieser Debatte erscheint das Verhältnis von Einheit und Pluralität/Differenz also als eine ethische Frage: »Einheit« tritt sowohl negativ konnotiert in der Bedeutung von *Totalität* wie positiv in der von *Verbindung* auf; »Pluralität« nimmt sowohl die Bedeutung von *Fragmentierung* an, bis hin zur Indifferenz, als auch die der Geltung und *Aufwertung des Einzelnen* bzw. eines kritischen oder subversiven *Widerstreits*.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass sich unter dem Namen »Postmoderne« ein Spannungsfeld entfaltete, in dem u.a. folgende Problematiken verhandelt wurden: das Verhältnis von Textualität und Wirklichkeit, von Ästhetischem und Politischen, von Partikularität und Universalität. Sie wurden auch zu Koordinaten für die Bewertung von Subjektentwürfen, wie sie im Kontext feministischer und postkolonialer Diskurse in den 80er/90er Jahren entstanden und die Gegenstand des zweiten Teils dieser Arbeit sind.

Vom Außen ins Innen: Feminismus und Postmoderne

Die Relation zwischen Feminismus und »Postmoderne« zeigte sich als ein prekäres Verhältnis von Aus- und Einschlüssen, zumal auf beiden Seiten die Begriffe vieldeutig waren: Ging es um »postmoderne« Ästhetik, eine Art und Weise des Theoretisierens oder um eine historische Epoche? Handelte es sich beim Feminismus bzw. den inzwischen ausdifferenzierten »Feminismen« um eine Subkultur, eine politische Überzeugung oder um einen disziplinären oder interdisziplinären Bereich von Theorien? Anhand dieser und anderer Fragen wurden vielfältige theoretische Anstrengungen unternommen, das Verhältnis zu klären.⁶¹ Gleich-

61 Zu einflussreichen Texten für die US-amerikanische Diskussion siehe z.B. de Lauretis (Hg.) 1986; Hutcheon 1988, 1989, Nicholson (Hg.) 1990, Butler/Scott (Hg.) 1992, Singer 1992; siehe auch die Debatten in der Zeitschrift *Signs*, zusammengefasst in Malson et.al. (Hg.) 1989. Zusammengefasst und eingeordnet wurden unterschiedliche Diskussionstränge in den Literaturwissenschaften bei Schwenk (1996). Eine breitere Diskussion im deutschsprachigen Raum setzte mit der Rezeption der Texte Judith Butlers (siehe Kap. IV.1). Dem folgten eine Reihe von Sammelbänden, mit denen die US-amerikanische Diskussion vorgestellt und bewertet wurde. Zum Teil verlief dies Hand in Hand mit der Etablierung einer eigenen Reihe »Gender Studies« beim Suhrkamp-Verlag (Institut für Sozialforschung (Hg.) 1994, Wobbe/Lindemann (Hg.) 1994); aus literaturwissenschaftlicher und philosophischer Perspektive siehe Amstutz/Kuoni (1994). 1992). Gegen Ende der 90er Jahre folgten Sammelbände, mit denen eine eigene Positionsbestimmung aus sozialwissenschaftlicher und philosophischer Perspektive im Spannungsfeld von Feminismus und Postmoderne angestrebt wurde (Hornscheidt et.al (Hg.) 1998, Knapp (Hg.) 1998, Krüger/Wallisch-Prinz (Hg.) 2001.). Diese Auseinandersetzungen verliefen weitgehend unabhängig von Diskussionen in Kunst- und Literaturwissen-

sam wie in einem Brennglas trafen hier die Widersprüche aufeinander. Diese intensiven Auseinandersetzungen um Theorie und Praxis ebenso wie zwischen (materialistisch-ideologiekritischen und poststrukturalistisch-dekonstruktiven) Theorien fanden bei nicht-feministischen Theoretikern und Postmoderne-Exegeten zunächst kaum Resonanz. In entsprechenden Publikationen feministische Ansätze kaum vor; wurden sie doch einmal erwähnt, so häufig nur in beispielhafter Funktion, wie auch Craig Owen feststellte:

»Die feministische Stimme sieht man gewöhnlich als eine unter vielen, ihr Insistieren auf Differenz als Beweis für den Pluralismus der Zeit. [...] Behauptet wird auch eine weitgedehnte, undifferenzierte Kategorie der »Differenz«, unter die alle Randgruppen und unterdrückte Gruppen subsumiert werden können und für die dann Frauen als Symbol dienen dürfen, als ein *pars totalis* [...]« (Owen 1986, 178).

Das lässt sich auch für den deutschsprachigen Bereich beobachten. In wichtigen früheren Sammel- und Einführungsbänden, die v.a. die U.S.-amerikanische Diskussion einem deutschsprachigen Publikum nahegebracht haben, fehlen feministische Beiträge völlig oder werden nur kurz erwähnt.⁶² Exemplarisch sei noch auf den Einführungsband »Moderne/Postmoderne« (1997) von Peter V. Zima verwiesen, der ebenfalls dem Muster von Ausschluss und Subsumierung folgt. Zima verzichtete fast komplett auf eine Auseinandersetzung mit Ansätzen aus dem Spektrum der feministischen Theorie/Genderforschung der 90er Jahre (inklusive Judith Butler und alle deutschsprachigen TheoretikerInnen), ebenso auf die Ansätze feministischer Dekonstruktion in den Literaturwissenschaften (denen immerhin ein Drittel des Buches gewidmet ist). Femi-

schaften, in denen der Fokus auf poststrukturalistische Theorie gerichtet war und wo bereits seit Mitte der 80er Jahre eine Debatte um die Konstruktion bzw. Dekonstruktion von Subjektivität und Weiblichkeit stattfand (s.a. Brüggemann et.al. (Hg.) 1993); einen Überblick geben Lindhoff (1995) und Osinski (1998); eine Sammlung von Texten aus dem US-amerikanischen Raum veröffentlichte Vinken (1992). Siehe zur literaturwissenschaftlichen Diskussion genauer Kap. III.5.

62 Wolfgang Welsch (1987) erwähnt einzig Benhabib, und das auch nur in Bezug auf ihre Lyotard-Kritik (Benhabib 1986); seine Sammlung postmoderner »Schlüsseltexte« (Welsch 1988) enthält nicht einen einer weiblichen, geschweige denn feministischen Autorin. In dem viel rezipierten Sammelband von Huyssen et.al. 1986 kommen zwar Benhabib und de Lauretis zu Wort, aber nicht als Vertreterinnen postmoderner Anliegen, sondern als Kritikerinnen männlicher Großer Erzähler der Postmoderne (Lyotard und Eco). Stellvertretend formulierte dann Owens auch hier das Problem des Ausschlusses, was dem insgesamt informativen Artikel über feministische Kunstproduktion einen fragwürdigen Status verleiht.

nistische (»und ökofeministische«) Kritik kommt lediglich vor als eine Variante soziologischer Herangehensweise, die auf der Grundlage einer im wesentlichen modernen Kritik (an Naturunterwerfung, Rationalisierungsprozessen und Universalismus) auf Probleme der Postmoderne (wie Ausdifferenzierung etc.) reagiere (Zima 1997, 52f). Die Verortung bleibt jedoch im Ungefähren, ob die Betonung des Partikularen und des Differenten in feministischen Ansätzen ausreicht, sie postmodernen Theorien zuzuordnen, oder sie aber nicht doch zu modern und »kritisch« für die Postmoderne sind, bleibt offen (vgl. ebd., 60). In einer neueren Veröffentlichung hat Zima dieses Bild allerdings wesentlich revidiert und differenziert.

Owens selbst schloss aus seinen Befunden jedoch nicht, wie man annehmen könne, »daß der Postmodernismus eine weitere männliche Erfindung sein könnte, die die Frauen ausschließt« (1986, 177), sondern kehrte die Perspektive um und verwies darauf, wie »postmodern« feministisches Denken sei (ebd.), und zudem eine kritische Perspektive auf der Grundlage des (Geschlechter-)Differenz-Denkens einbringe (ebd., 191). Was das Künstlermodell angeht, so legte Owens Lektüre nahe, dass feministische Künstlerinnen einen Weg fanden, zur modernen Autorität und Meisterschaft ein postmodernes Gegenmodell auf der Basis u.a. von Pluralität und Selbstreflexion zu begründen, welches die Entwicklungen von Macht und (Selbst-)Repräsentation auszustellen in der Lage sei (ebd., 180, 184f). Feministische Theorie und vor allem ihre Praktiken erscheinen also nicht als Gegenpositionen oder Relikte aus der Moderne, sondern, im Gegenteil, als die kritische Kraft *im* Kontext der Postmoderne, die sich gegen die auch von ihm konstatierte Gefahr der Indifferenz entfalte. Diesen Aspekt enthält auch Zimas revidierte Einschätzung zu Feminismus und Postmoderne. Zunächst erkennt er hier die Verhandlung von Grundsatzproblemen durch feministische Theoretikerinnen, wie die Frage nach der Möglichkeit politischer Handlungsfähigkeit ohne ein klassisches Subjekt, an (2000, 277). Neben einer modernen (»ideologischen«) und postmodernen (»indifferenten«) Theorie-richtung stellt er als Alternative Entwürfe ambivalenter, prozesshafter Subjekte vor, die gleichermaßen als Reflex auf postmoderne Bedingungen gedeutet werden (ebd., 283). Feministische Subjektentwürfe erscheinen also nicht mehr als Außen oder als bloßer Effekt des Postmodernen, sondern als eigenständige Theoriebeiträge. Aber auch hier steht der Umfang der Darstellung und ihre Funktion in einem Missverhältnis, insofern die feministischen Ansätze in einem einzigen Kapitel zusammengefasst werden, das eine der wesentlichen Begründungen für Zimas eigenen Entwurf »dialogischer Subjektivität« liefert, nämlich die Konzeption des intersubjektiven Subjekts im Prozess.

Eine ähnliche Einschätzung über einerseits die Affinität zwischen feministischen und »postmodernen« Anliegen und andererseits ein Selbstverständnis als kritische Kraft (im Kontext postmoderner Beliebigkeiten) wurde auch von feministischen Theoretikerinnen vorgenommen (Singer 1992, Hutcheon 1988). Allerdings konstatierte Hutcheon Ende der 80er eine zunehmende Tendenz zur Vereinnahmung des kritischen Potenzials und propagierte die Abgrenzung: »Feminism is a politics, postmodernism is not«, schreibt sie (in Anlehnung an Weedon, 1989, 167), und weiter:

»Feminisms will continue to resist incorporation into postmodernism, largely because of their revolutionary force as political movements working for real social change. They go beyond making ideology explicit and deconstructing it to argue a need to change that ideology, to effect a real transformation of art that can only come with a transformation of patriarchal social practices«. (Hutcheon 1989, 168)

»Postmoderne« wurde hier als ein Feld ästhetischer beziehungsweise ideologischer Fragen verstanden. Über die Entgegensetzung von Dekonstruktion und sozialen Praktiken, welche die Unterscheidung zwischen einer »nur« symbolisch-ideologiekritischen und einer »realen« sozialen Herangehensweisen implizierte, berief sich Hutcheon auf einen Gegensatz, der, wie oben gezeigt, auch im nicht-feministischen Diskurs zur Abgrenzung diente, nämlich die Gegenüberstellung von Ästhetischem und Politischem. Im feministischen Kontext wurde er zudem noch mit dem Gegensatz zwischen »Theorie« und »Praxis« aufgeladen, wobei erstere im Verdacht stand, männlich-weiße Denkstrukturen zu transportieren und damit eine feministische Praxis zu be- oder gar zu verhindern. Als Alternative wurde von anderen Theoretikerinnen ein »dritter Weg« zwischen den beiden Polen vorgeschlagen (de Lauretis 1987, Alcoff 1989; siehe genauer Kap. III.6).

Ausgetragen wurde die US-amerikanische Kontroverse unter dem Schlagwort *Konstruktivismus versus Essentialismus* ab etwa Mitte der 80er Jahre. Die Gegenüberstellung bezog sich auf die Frage nach dem ontologischen Status von Geschlechtsidentitäten, wobei im Laufe der Diskussion unter *Konstruktivismus* »postmoderne« bzw. dekonstruktive Ansätze zusammengezogen wurden, die ein Differenzdenken proklamierten; unter *Essentialismus* empirische und sozialwissenschaftliche Richtungen, die an der Kategorie der (weiblichen) Identität festhielten – aber auch die *écriture féminine* (vgl. dazu Kap. III.5). Die Auseinandersetzungen lassen sich einmal im Kontext der Debatte um die Institutionalisierung feministischer Forschung verstehen, zum anderen in der Fra-

ge um die Legitimität des «weißen» Mittelschichtsfeminismus. Das Außergewöhnliche an der US-Diskussion und der feministischen Rezeption poststrukturalistischen Denkens war, so die Einschätzung von Seyla Benhabib, »daß das Interesse an französischer Theorie, sei es nun zu Recht oder Unrecht, mit einer Anzahl heftiger politischer Kämpfe innerhalb der amerikanischen feministischen Bewegung zusammenfiel« (Benhabib 1995, 16f). Sie sprach von einem »philosophischen Positionswechsel«, der »politischer Kritik« geschuldet war (ebd.). Benhabib verwies hier auf die prägnante Zusammenfassung der politischen Auseinandersetzungen von Linda Nicholson und Nancy Fraser:

»[...] the practice of feminist politics in the 1980s has generated a new set of pressures which have worked against metanarratives. In recent years, poor and working-class women, women of color, and lesbians have finally won a wider hearing for their objections to feminist theories which fail to illuminate their lives and address their problems. They have exposed the earlier quasi-metanarratives, with their assumptions of universal female dependence and confinement to the domestic sphere, as false extrapolations from the experience of the white, middle-class, heterosexual women who dominated the beginnings of the second wave [feminism; d.V.]. [...] Thus, as the class, sexual, racial, and ethnic awareness of the movement has altered, so has the preferred conception of theory. It has become clear that quasi-metanarratives hamper rather than promote sisterhood, since they elide differences among women and among the forms of sexism to which different women are differentially subject. Likewise, it is increasingly apparent that such theories hinder alliances with other progressive movements, since they tend to occlude axes of domination other than gender. In sum, there is growing interest among feminists in modes of theorizing which are attentive to differences and to cultural and historical specificity.« (Fraser/Nicholson 1990, 33)

Fraser und Nicholson begründeten den Wechsel des theoretischen Ansatzes damit, dass die politische Wirklichkeit eingeholt, d.h. adäquater erfasst werden sollte: »[...] feminist scholarship has remained insufficiently attentive to the *theoretical* prerequisites of dealing with diversity, despite widespread commitment to accepting it politically.« (ebd.)

Im Gegenzug wurde denjenigen, die sich diesen Ansätzen zuwandten, vorgeworfen, sie täten dies allein aus Abgrenzungsgründen und um des akademischen Prestiges willen. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr in diesem Zusammenhang der Artikel von Barbara Christian *The Race for Theory* (1987). Darin kritisiert die schwarze Feministin die feministische Zuwendung zu poststrukturalistischer Theorie als Beteiligung an einem Konkurrenzkampf um die richtige, d.h. in den literaturwissenschaftlichen Institutionen akzeptierte, Theorie. Die Anliegen schwarzer

u.a. Frauen – »people of color, feminists, radical critics, creative writers« (Christian 1987, 53) kämen weiterhin nicht vor, stattdessen würde eine neue Diskursautorität etabliert, welche sozusagen eine Enteignung des eigenen Diskurses befördere: »The race of theory [...] has silenced many of us to the extent that some of us feel we can no longer discuss our own literature.« (ebd.). Was hier auch als Auseinandersetzung zwischen dem akademischen und außer-akademischem Feld erschien, ist diesbezüglich allerdings widersprüchlich, worauf Schwenk hinwies: »Interessanterweise wurde also noch zu einem Zeitpunkt, da die feministische Kritik sich bereits theoretisiert hatte, debattiert, ob Feministinnen Theorie brauchen.« (Schwenk 1996, 107).⁶³

Inner-akademisch ließ sich die Debatte eindeutiger als Abgrenzungskämpfe zwischen den Disziplinen verstehen – insbesondere in der deutschsprachigen Diskussion, die sich spätestens Anfang der 90er Jahre ganz auf das akademische Feld verschoben hatte. Die Bezugnahme auf *Politisches* bzw. *Ästhetisches* bezeichnete nun nicht mehr den Grad der Anbindung an die frühen Ziele der (inzwischen marginalisierten) Frauenbewegung, sondern bezog sich auf die methodisch-disziplinäre Ausrichtung feministischer Forschung, wobei sich sozialwissenschaftliche und literatur- bzw. kulturwissenschaftliche Ansätze gegenüberstanden.

Angesichts der Ausdifferenzierung der Diskurse im Zuge der Umorientierung von einer frauenzentrierten Forschung auf das Studium der Geschlechterverhältnisse; dem zunehmenden Erfolg nicht nur von Genderstudien, sondern auch von *Queer Studies* oder *Postcolonial Studies* in den 80er/90er Jahren in den USA, sowie einer auch im deutschen Raum ansatzweise nachvollzogenen Umorganisation der Geisteswissenschaften zu Kulturwissenschaften nach dem Vorbild der US-amerikanischen *Cultural Studies*, wurde im feministischen Kontext die Frage nach einer Vereinheitlichung, wenn nicht gar Leitdisziplin laut, die eine Orientierung zu geben vermochte.⁶⁴

Mit der Verbreitung von Repräsentationskritik und Texttheorie seit Anfang der 90er Jahre (im deutschsprachigen Raum) quer durch die Disziplinen wurde das Verhältnis zumindest in diesem Bereich ent-

63 Allerdings geht sie in diesem Zusammenhang nicht darauf ein, dass hier tatsächlich nicht jede Theorie als solche in Frage steht, sondern dass es um *theory* im Sinne Paul de Mans geht, also ein Konzept von dekonstruktiver Texttheorie, die de Man in jedem Text am Werke sieht. Unter seinem Konzept von Theorie und *Widerstand gegen die Theorie* (de Man 1987) ließe sich im Gegenzug auch die feministische Debatte lesen.

64 Zur Auseinandersetzung im deutschsprachigen Raum zwischen Kultur- und Sozialwissenschaften vgl. Pritsch 2001b; zum Verhältnis von Ideologiekritik und Dekonstruktion Krüger 2001a bzw. zur Entwicklung im Feminismus generell Krüger 2001b.

spannter (oder auch ignoranter),⁶⁵ die Aufregungen um »die Postmoderne« ebte so weit ab, dass differenzierte Abwägungen entstanden. So war es immerhin Ende der 1990er Jahre möglich, auch im deutschsprachigen Raum die Frage nach dem Verhältnis zwischen »Feminismus« und »Postmoderne« umzukehren, so dass nicht mehr darum ging, wie kompatibel sie wären, sondern welchen Einfluss feministische Diskurse auf die »Postmoderne« hatte, eingeschlossen der Bestimmung dieses Begriffs. Milich plädierte daher für einen umfassenden Begriff von »Postmoderne« als eine (begrifflich konstruierte) historische Epoche,

»[...] die sich durch eine Reihe unterschiedlicher kulturverändernder Theorien und Denkströmungen sowie ästhetischer und politischer Praktiken – den Feminismus eingeschlossen – von jenen der ›Moderne‹ absetzt. Daraus ergibt sich dann aber nicht die Frage, ob der Feminismus mit der Postmoderne überhaupt ein sinnvolles Bündnis eingehen kann, sondern vielmehr wann und unter welchen sozialen, historischen, politischen und kulturellen Bedingungen sich bestimmte Theorien und politische Praktiken etablieren konnten, aus denen sich eine Unterscheidung zwischen dem modernen und postmodernen Feminismus ableiten lässt.« (Milich 1998, 47f)

Eine solche Kriterienliste findet sich z.B. bei Dinger et.al.. In Bezug auf die von ihnen untersuchten Texte stellten sie ähnliche Überschneidungen zwischen postmodernen und feministischen Theoremen und Kritiken fest, wie sie auch andernorts zu lesen sind, wie die Kritik am Universalismus oder die Bedeutung von Repräsentationspolitik (Dingler et.al. 2000, 140ff), stellen diese aber in einen anderen Kontext. So steht die Dekonstruktion von Subjekt und Identität nicht mehr unter dem Verdikt des Unpolitischen, sondern die Ausweitung des Politikbegriffs selbst wird konstatiert. Bezeichnungspraktiken werden nun als politische Akte gewertet werden; die Verschiebung politischer Praktiken von einer Identitätspolitik zu »themenorientierter Bündnispolitik« kommt in den Blick (ebd., 142). Zwar zeichnen sich postmoderne feministische Ansätze auch in dieser Darstellung durch eine »kritische Differenz« aus, die vor allem über ökologische, soziale und andere »materielle« Bezüge begründet sind, diese werden aber nicht als gegensätzlich betrachtet zu anderen postmodernen Theorien, Ästhetiken oder Praktiken, sondern als Teile eines pluralen Gebildes.

Schließlich scheint es zur Klärung der Frage nach dem »politischen« bzw. »unpolitischen« Gehalt des Postmodernen sinnvoll, auf die Unterscheidung zwischen der US-amerikanischen und der europäischen bzw. deutschsprachigen Diskussion hinzuweisen, die Milich trifft. Ihm zu-

65 Knapp (1998) zeichnete diesen Weg durch die Disziplinen nach.

folge übernahm der Diskurs der Postmoderne in den USA die Funktion, welche die kritische Moderne in Europa ausübte, nämlich auf den ambivalenten Charakter der Moderne hinzuweisen (sei es in Gestalt technologischen Fortschritts und Rationalität oder des bürgerlichen Kunstbetriebs). Im Unterschied dazu sahen die europäischen Diskussionen größtenteils die Errungenschaften ihrer kritischen Tradition in Frage gestellt. In den USA dagegen wurde über das postmoderne Denken die Grundlage geschaffen für ein grundlegendes Aufbrechen des traditionellen Kanons in Kunst und Geschichte (ebd., 65).⁶⁶ Was sowohl über poststrukturalistische Theorien wie subkulturelle Praktiken erreicht worden sei, sei eine »kulturhistorische« Umorientierung auf Multikulturalität, sozusagen als praktische Umsetzung des Differenzdenkens auf die sozialen Gegebenheiten (ebd.). In diesem Kontext habe der Feminismus seinen Platz als wirkungsvolles Instrument, Machtstrategien aufzuweisen und zu verändern.

Um eben diese Praktiken, theoretische Konzepte auf soziale Gegebenheiten zu übertragen, wird es ausführlich in Teil III. und IV. gehen. Dort wird sich zeigen, dass dies keineswegs nur mit poststrukturalistischen/postmodernen Theoremen geschieht, es jedoch unter diesem Vorzeichen zu einer feministischen Strategie erklärt wird.

pOsT-mO-der-Ne?

Die Bezeichnung »Postmoderne« war bereits in den 1980er Jahren fragwürdig. Zugleich bildete sie, wie die Lektüre bis hierher gezeigt hat, einen wichtigen Bezugspunkt und erfreut sich bis heute fortgesetzter Verwendung, auch gerade in Bezug auf Subjektkonstruktionen. Grund genug also, die weitere Verwendung noch einmal etwas genauer zu betrachten, was abschließend zu diesem Teil der Arbeit geschehen soll.

Wie Welsch (1988) systematisch ausgeführt hatte, ist die Verwendungsmöglichkeit von *Postmoderne* ebenso vielfältig wie das Vorhandensein der Begriffe der *Moderne*, auf die sich die Benennung entweder im Sinne eines Bruchs oder aber einer Kontinuität bezieht: Sei es auf die Moderne im Sinne der Neuzeit generell, häufiger jedoch auf das Projekt der Aufklärung des 18. Jahrhunderts bzw. auf das Fortschrittsprogramm der Industrialisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts oder schließlich auf die Moderne des 20. Jahrhunderts. Letztere wurde unter unterschiedlichen Aspekten in den Blick genommen, insbesondere in Hinblick auf die techno-wissenschaftlichen Entwicklungen, unter ästhetischer Per-

66 Das erklärt auch die widersprüchliche Bewertung von Zima und Hutcheon (s.o.).

spektive in Bezug auf die künstlerischen Avantgarden; sowie unter politischem Blickwinkel in Hinsicht auf Totalitarismen bzw. Prozesse der Entkolonialisierung (Welsch 1988, 20f). Problematisch erschien die Benennung vor allem dort, wo mit »post-« ein radikaler Bruch oder Neuanfang im Sinne einer »Trans- und Anti-Moderne« (Welsch 1987, 6) behauptet wurde.

Lytard dagegen wollte »Postmoderne« nicht als Epochenbegriff etwa im Sinne der »postindustriellen Gesellschaft« (Bell 1988) verstanden wissen. Vielmehr bezeichnete er einen »Gemüts- oder vielmehr einen Geisteszustand« (Lytard 1986a, 97). Dieser »postmoderne Zustand« ist auffällig überdeterminiert und wurde gleichzeitig als unterbestimmt empfunden, so dass Postmoderne als »Passepartoutbegriff« (Eco 1984, 76) und als »Anzeige eines Zustands, dessen Beschreibung noch unsicher ist« (Welsch 1988, 2) qualifiziert wurde bzw. als »Name eines Problems«, das Knapp unter soziologischer Perspektive so formulierte:

»Streng genommen kann man gar nicht sagen, daß es ›die Postmoderne‹ gibt. Allenfalls läßt sich sagen, daß ›Postmoderne‹ der Name einer vielstimmigen und durchaus dissonanten Auseinandersetzung darüber ist, ob und wie das ›Projekt Moderne‹ in Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft fortzusetzen sei und wie in diesem Zusammenhang die gegenwärtige Gesellschaftsentwicklung einzuschätzen ist.« (Knapp 1998, 27)

Im weitesten Sinn fungierte *Postmoderne* also als Benennung für einen in der westlich-akademischen Welt aktuell als ein im Wandel befindlicher, als unsicher empfundenen Zustand in Kultur, Kunst und Wissenschaft. Konkreter deutet es auf ein bestimmtes intellektuelles Selbstverständnis, wie auch Welsch schreibt: »›Postmoderne‹ scheint zum Fokus unseres Selbstverständnisses geworden, zur Grundvokabel der Gegenwart aufgerückt zu sein.« (Welsch 1988, 1). Auch wenn es hochgradig problematisch bleibt, diese genuin akademisch-intellektuelle Selbstverunsicherung bzw. angestrebte Selbstverortung unbefragt zu verallgemeinern, wie die Auseinandersetzungen in postkolonialen wie feministischen Kontexten zeigten,⁶⁷ so bietet sich die Bestimmung von »postmodern« als kollektive Selbstbezeichnung als ein sinnvoller, zunächst zeitlich bestimmter Bezugspunkt für die in dieser Arbeit betrachteten Subjekt-Diskussionen an.

Inhaltlich gehören zu den wohl meist genannten Merkmalen die Aufwertung von Pluralität, wobei diese, wie bereits oben ausgeführt,

67 Siehe zur Kritik am westlichen Konzept Krüger 2001a. Siehe zur Differenzierung des Wirkungsgehalts und den Ungleichzeitigkeiten in der US-amerikanischen und der deutschsprachigen Diskussion Milich 1998.

sowohl als vielversprechende Alternative zu den herkömmlichen Ordnungen von Vernunft und Wissenschaft ebenso wie von Gesellschaft und Politik begrüßt (Welsch 1988, 5) als auch als umgreifende Indifferenz abgelehnt wurde (Zima 1997).

In Bezug auf die Ästhetik wurden gleichfalls bestimmte stilistische Merkmale genannt, vorrangig erschien aber die ästhetische Sicht des Wirklichen als das entscheidende Charakteristikum des Postmodernen. Auch diese Einschätzung erscheint als Idealisierung (zumindest dann, wenn man *Postmoderne* als umfassenden Epochenbegriff, nicht nur als eine Strömung versteht). Zwar ist mit dem Namen Postmoderne (oder eher Poststrukturalismus, vgl. Kap. I.3) die Absage an ein direktes Referenz- und Präsenzdenken verbunden: »Insofern als die essentielle Welt weder in der Schrift noch in im Sprechen je anwesend ist, wird die Sprache nicht mehr länger als die Präsenz der Welt gedacht.« (Milich 1998, 51).

Der Pluralismus macht jedoch auch vor dem Verständnis von Wirklichkeit und Sprachlichkeit nicht Halt, so dass sich eine entsprechende Vielfalt von Realitäts- und Sprachmodellen findet. Zumindest für den Bereich postmoderner Literatur wird dies durch die Untersuchung von Ulrike Greiner-Kemptner belegt (1994). Greiner-Kemptner zeigte das anhand aphoristischer Textmodelle, die zwar eine Aufwertung in der Prosa der 1970er/80er Jahre erfuhren, aber nur vordergründig als homogene Stilfigur der Postmoderne anzusehen sind. Vielmehr stellt sich in ihrer Untersuchung heraus, dass ihnen unterschiedliche Schreibverfahren und Subjektvorstellungen bzw. –Wirkungen unterlegt sind. Greiner-Kemptner unterscheidet drei Strategien im Umgang mit dem Fragment, von denen die erste im Dienste der Rekonstituierung der zentralen Position des Subjekts sowie der sprachlichen Referenz steht; die zweite ein zersplittertes Subjekt vor einem kohärenten Sinnzusammenhang thematisiert und die dritte die Transgression bzw. Dekonstruktion des Subjekts in der Redes des Anderen bzw. im unendlichen Verschieben herbeizuführen sucht. Hier lassen sich positive (Verfahren der klassischen wie realistischen Literatur), negative (»modernistische«) und dekonstruktive Verfahren wiedererkennen, wie sie oben in der literaturhistorischen Erzählung zum Verhältnis zwischen Subjekt und Text ausgeführt wurden, und die von Greiner-Kemptner auch entsprechend zugeordnet werden (1994, 255ff). Die Bezeichnung von literarischen Werken als »postmodern« bestimmt sich demnach weder aus bestimmten stilistischen Merkmalen,⁶⁸ noch aus *einem* Modell sprachlicher Wirkungsmacht in Bezug

68 Kritisch dazu auch Milich: »Die Reduzierung von Moderne, Avantgarde und Postmoderne auf stilistische Phänomene erweist sich insofern als ungenau, als die der Postmoderne zugeschriebenen ästhetischen Innovatio-

auf das Subjekt. »Postmodern« erscheint vielmehr auch hier das parallele, plurale Vorkommen von Erzählmustern und Wirklichkeitsauffassungen sowie Subjektentwürfen.

»Postmodern« lässt sich also auch weiterhin weder zeitlich, inhaltlich noch funktional wirklich festlegen. Vor diesem Hintergrund soll die Bezeichnung in dieser Arbeit auch weniger als analytische Kategorie verstanden werden, denn vielmehr als Index: Als Verweis auf ein kollektives, vorrangig westlich-akademisches Selbstverständnis der letzten dreißig Jahre, das je nach Kontext in der Auseinandersetzung um die genannten Merkmale (und andere) gefüllt wird und entsprechende Subjektvorstellungen hervorgebracht hat.

Bis hierhin haben sich zahlreiche Problematiken ergeben, in welche die Repräsentation des Subjekts verwickelt ist. Mein Augenmerk galt dabei einerseits der Subjekt-Problematik als ein Verhältnis von Ich zur Welt, das zwischen der Selbstbestimmung als *Mangel* und als *Sein* oszilliert – bzw. dieses Schema zu überwinden sucht – und dafür Text/Textualität unterschiedlich in Anspruch nimmt.

Für den Status des Subjekts ist andererseits die Text-Problematik von Bedeutung, die in unterschiedlichen Modellen das Verhältnis von Repräsentation und Wirklichkeit bestimmt. Als zentrales Problem ergibt sich hier der Determinismus von *Oberfläche* und *Tiefe*. Beide Problematiken sind verknüpft mit politisch-ethischen Bewertungen, die über das Verhältnis von *Politik* und *Ästhetik* ausgetragen werden. Diese drei Konstellationen werden in den folgenden Teilen des Buches als Grundproblematiken weiter verfolgt.

nen bereits zum experimentellen Stilkanon des Modernismus bzw. der Avantgarden gehörten, wie etwa die Thematisierung der Schreibstrategien, der Grenzen sprachlicher Darstellung und der Autorenfunktion im literarischen Text selbst (*self-reflexive literature, metafiction*) oder die spielerischen Bezugnahmen auf andere Texte (*Intertextualität*). Außerdem sind Ekklektizismen und Pastiche weder moderne noch postmoderne Nova.« (Milich 1998, 56).

